This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger
2172
28

WIDENER
HN ZXAU J

Ver.
107.

Ger 2172.28

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

GIFT OF THE

Department of Economics

Ein Tag

in der Paulskirche.

Ein Tag
in der Paulskirche.

Skizzen und Porträt's

aus dem Reichstag in Frankfurt am Main.

Von

Friedrich Hart.

Amicus Plato, sed magis amica Veritas.

I.

Leipzig

Verlag von Otto Spamer.

1848.

Gen 5170.25

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF THE
DEPARTMENT OF ECONOMICS
JUNE 17, 1933

An

Johanna und Auguste.

Ihr, liebe Mädchen, ſeid in jener Verſammlung des deutſchen Reichstags zugegen geweſen, aus welcher ich mit keckem Griff den Stoff der nachfolgenden Blätter nehme. Euch wird daher Alles, was ich erzähle und ſchildere, doppelt werth und bekannt ſein; denn ich weiß es aus früheren Tagen unſerer Freundſchaft, daß Euer Denken und Fühlen in den meiſten Fällen mit dem meinigen Hand in Hand ging. So wird es hoffentlich noch ſein, und wenn ich Euch lieb gehabt habe, weil Ihr nicht allein ſchön, geiſtreich und liebenswürdig, ſondern auch, weil Ihr wahrhaft deutſche Mädchen ſeid, ſo muß ich Euch nun doppelt verehren, denn jetzt erſt habt Ihr das ganze, volle Recht, es auch fürder ſein zu dürfen, und Ihr habt bewieſen, daß Ihr dies Recht zu

ſchätzen und zu gebrauchen wißt. Nehmt daher das loſe Heft, darinnen ich manchen Satz aus Eueren glänzenden Augen abgeſchrieben, als ein Zeichen, daß ich in großherzigen deutſchen Frauen vor Allem das Intereſſe am Vaterland achte und gerne da danke, von wannen mir ſo manche ſchöne, geiſtige Anregung gekommen. Ich weiß, daß Ihr mehr als viele Andere zwiſchen den Zeilen leſen werdet — dies, und daß Ihr mich kennt, ſei mir Erſatz für Miswollen und Misverſtand.

F. H.

Ein Tag in der Paulskirche! Und was kann man in einem Tage ſehen, erleben, beobachten in der großen deutſchen Nationalverſammlung, in dieſem auf und ab wogenden Meere von Geſtalten und Köpfen — ich trenne die beiden — was kann in ſo kurzer Friſt aufgefaßt werden, daß es der Mühe werth wäre, es wieder zu erzählen? So fragt mich wohl der größte Theil meiner Leſer. Ich aber antworte: Man kann in einem Tage unendlich Vieles ſehen, hören und verſtehen, ſobald man nur dazu den Willen und die Kraft der Sinne und des Verſtändniſſes beſitzt. Ein aufmerkſamer Beobachter erblickt da tauſend Farbenringe, wo der oberflächlich Beſchauende nur ein verſchwimmendes Grau ſieht. Wer die koſtbare Dechiffrirkunſt der Menſchen, ihrer Geberden und Wendungen verſteht, deſſen Geiſt wird zum Brennpunkt, in dem ſich die feinſten, unſichtbarſten Strahlen der menſchlichen Außenwelt ſammeln und ein Bild reflectiren, deſſen Treue und Wahrheit den in Erſtaunen ſetzen, der gewohnt iſt, die Dinge nur mit den Alltagsſinnen des Auges und des Gehörs zu betrachten, abzuurtheilen. Ich weiß nicht, ob ich jene merkwürdige Kunſt beſitze, aber ich glaube, daß die Beobachtungen, welche ſich mir während einer Sitzung des Reichstags in der Paulskirche zu Frankfurt am Main aufdrängten, vielen Leſern Vieles klarer, oder in neuem Lichte erſcheinen laſſen werden, was ihnen im Dämmerlicht jener heiligen Räume halb oder ganz entgangen iſt, glaube, daß ich Manchen, denen es nicht vergönnt war, ſelbſt in der Aula

unſeres jungen einigen deutſchen Reichs Staatsgeſpräche anzuhören, in meinen Aufzeichnungen Neues und Intereſſantes genug zu bieten vermag. Ich will aber nur Skizzen liefern, kein vollendetes, abgerundetes Gemälde. Wer hat in unſeren Tagen Zeit und Luſt genug, ein ſolches zu entwerfen? Vor der Vollendung wäre das Intereſſe daran weit, weit zurückgerückt in eine nebelhafte Vergangenheit. Was das Heut geboren, muß Morgen ſchon feſten Fuß gefaßt haben in der Welt, oder der Umſchwung der alten Kugel ſchleudert es in die bodenloſe Oede jenſeits der Atmoſphäre. Feſten Standpunkt aber kann zu allen Zeiten nur gewinnen was in ſich wahr und rein iſt; die ehernſte Lüge ſchwankt ſtets auf Füßen von zerbrechlichem Thon. Wahrheit, ſo weit eine individuelle Auffaſſung den Begriff derſelben Andersmeinenden gegenüber zuläßt, wird das Hauptverdienſt der farbigen Daguerreotypen ſein, welche ich vor meinen Leſern aufſtellen will. Ob mein Urtheil ein richtiges ſei, muß ich jedem ſelbſt zur Beurtheilung überlaſſen. Es iſt zum mindeſten ein ſolches, das ſich jedes Parteiſtandpunktes gefliſſentlich entäußert hat. Ich wähle für die Aufnahme meiner Skizzen die Sitzung vom 31. Juli 1848, eine der unintereſſanteſten in Bezug auf die Verhandlungen. Gerade deshalb habe ich ſie gewählt — weil die Beobachtung darin nicht von dem Gegenſtand einer Debatte ſo gefeſſelt werden konnte, daß ihr nicht Muße geblieben wäre, ſich auf das zu lenken, was nicht in Jeder ſieht. Wer hätte ſich auch die Mühe genommen, in den Tagen der Discuſſion über die Polniſche Frage das feine Lächeln des Herrn von Vincke oder Robert Blums pfiffiges Augenſchließen beachten und deuten zu wollen?

— Es war Neun Uhr Vormittags. Vor den ſechs Portalen der Paulskirche zu Frankfurt am Main ſtanden einzelne Gruppen in nachläſſigem Geſpräch; die heutige Sitzung (die des 31. Juli 1848) bot keinen beſonderen Stoff für vorläufige Debatten, denn die Tagesordnung nannte blos: „Wahl der Präſidenten und Abſtimmung über die deutſche Flagge.“ Nur zuweilen drehten ſich die Köpfe der Lungerer maſchinenmäßig nach einer Seite, wenn Jemand rief: „Da kommt Blum! Das iſt Dahlmann!“ — Ich war nicht ſo glücklich, einen Führer zu haben, welcher mich auf die mir noch unbekannten hervorragenden Perſönlichkeiten der nach und nach in großer Gemüthsruhe heranziehenden Abgeordneten aufmerkſam hätte machen können, aber auf den erſten Blick erkannte ich dennoch Einen aus ihrer Mitte, welcher, eine Mappe unter'm Arme, daherſchritt wie es nur ein Mann konnte im ganzen deutſchen Volke — Vater Jahn. Es gibt keine unverkennbarere Geſtalt in ganz Europa — wer ihn und ſein Bild auch nie geſehen, nur von dem ſonderbaren Greis gehört hat, der ruft, wenn er eines ſchönen Tages ihm begegnet, gleich mir:

Das iſt Jahn! Aber dieſe verwitterte Ruine aus dem Jahre 13 iſt nicht mehr der gewaltige Turner, um den ſich dermaleinſt eine kräftige Jugend ſchaarte. Jahn iſt nichts mehr, als ein kindiſch gewordener Alter, der ſich auf ein Sonderlingsbetragen gelegt hat, und durch langen, weißen Bart, übergeſchlagenen Hemdkragen, altdeutſchen Burſchenrock von Anno 19 und ſchmutzige Turnhoſen ſagen will: „Kennt Ihr mich nicht? Ihr müßt mich kennen, denn ich bin der alte Jahn!“ O wehe der leidigen Sucht, von ſich reden zu machen, wenn der innere Kern, die Materie dazu fehlt! Vater Jahn ſchreitet nicht ſogleich in die Paulskirche — er tritt zuerſt in eine Conditorei, gleich dem Eingange des Centrums gegenüber. Vater Jahn, der Turnkunſtmeiſter, in der Conditorei! O Jahrhundert, o Geſchlecht, wie ſeid ihr verdorben und verſunken! würde Ernſt Mahner ausrufen, der Erfinder der Urhygiene. Daß ich gerade an dieſen denke, iſt nicht zu verwundern, denn Ernſt Mahner iſt im Aeußeren bis in's Kleinſte der Vater Jahn, nur erſt in den Dreißigen.

Die Maſſenſtrömung durch die Eingänge für die Zuhörer oder das profane Publikum erinnerte mich an die Aufgabe, einen guten Platz zu erhalten. Hinein in die heiligen Räume! Ich verirrte mich und gelangte zuerſt auf die Emporbühne, die Galerie, wo die nicht Bevorzugten ihre Gratisplätze haben. Wenn gleich nun von dieſer aus der Zuſchauer nur die Scheitel der Deputirten unten im Zwielicht des Abgrundes zu erkennen vermag, ſo bietet doch ſein

Standpunkt den beſten Ueberblick des ganzen Raums. Eine weite, ſäulengetragene Rotunde iſt die Paulskirche, einfach und großartig zugleich, ſicherlich eines der würdigſten Locale, welche man für den Reichstag hätte finden können. Ihr weites, mächtiges Rund, welches im Bau und ſeinem heutigen Zweck nach, lebendig an ein Pantheon erinnert, bietet, trotz ſplendider Vertheilung der Plätze, Raum für mehr als tauſend Perſonen zu ebner Erde; die von achtzehn coloſſalen Säulen getragene Emporbühne kann mindeſtens noch 600 aufnehmen. Pracht muß dem Verſammlungsſaale eines ſchlichten Volkes fremd ſein — darum iſt die Tribüne nur einfach verziert, eine hoffnungsfreudige Germania bildet die einzige Schilderei und ſchwarz-roth-goldene Fahnen und Draperieen verhüllen hoch oben halb die Fenſterniſchen und das Sonnenlicht fällt durch die deutſchen Farben nur mit gebrochenen Strahlen in die heilige Rotunde.

Für den Beobachter iſt die Emporbühne ein ſchlechter Platz, ich verließ ſie daher, nachdem ich einen genügenden Ueberblick gewonnen, und benutzte die mir von einem Abgeordneten überlaſſene Karte, um einen der für Herren reſervirten Plätze auf der rechten Seite des Parterres zu erreichen. Es gelang mir, eine günſtige Stellung einzunehmen, und ich begann zu obſerviren.

Das Präſidium zieht vor Allem die Blicke an, und Heinrich von Gagern's imponirende Geſtalt am meiſten. Würde man einen Fremden in die Verſammlung bringen und ihm ſagen: Wähle aus dieſem buntgemiſchten

Haufen den Präſidenten! — er könnte keinen andern herausnehmen als Gagern. Eine hohe, mächtige Geſtalt, ein Geſicht, ernſt und faſt düſter — ſo muß Minos ausſehen in der Unterwelt, wenn er die Schickſale der Schatten wägt. Gagern's Wort ſchallt kräftig und befehlend und iſt ſelbſt im brauſenden Sturme der entfeſſelten Leidenſchaften hörbar. Aber er braucht es ſelten, denn er verſteht den metallenen Erſatz deſſelben, die Schelle, noch weit beſſer zu handhaben. Das tönende Erz wird in Gagern's Hand zum Scepter, und wie ein König durch huldvolles Neigen oder durch zorniges Schwingen deſſelben ſein Volk lenkt und leitet, ſo der Präſident mit der Schelle Augen und Ohren der Reichstagmitglieder. Auch die Augen — denn der theatraliſche Griff, mit welchem ſeine breite Fauſt ſich auf die Schelle ſtützt, ſobald ein Lärm entſteht, hat eben ſo viel Macht, als das durchdringendſte Läuten. Ueberhaupt iſt Gagern's Auftreten durchaus dramatiſch, man möchte faſt ſagen, auf den Effect einſtudirt. Und es fällt meiner Phantaſie durchaus nicht ſchwer, mir den athletiſchen Mann zu denken, wie er vor dem Pfeilerſpiegel ſteht und die gekrümmte Rechte auf die marmorne Conſole ſtützend, die Attitüden probirt, welche ihm einen Theil ſeines Erfolges, ſeiner Macht ſichern ſollen. Zu allen Zeiten haben die Großen und Mächtigen ſchauſpielern müſſen; Napoleon hat von Talma gelernt, warum ſollte Gagern nicht die Schule eines Seydelmann benutzt haben? Es wäre ja Schade, wenn er es nicht gethan hätte, denn er iſt unbezweifelt ein dramatiſches Talent. Gagern kennt ſich

ſelber und ſeine Fähigkeiten viel zu gut, als daß er irgend einen Beobachter das Maaß der letzteren ohne Weiteres vollſtändig errathen ließe. Das iſt klug — aber es kann auf die Dauer nicht helfen. Schon hat Gagern viel, ſehr viel von der Popularität und dem Ruhm verloren, welche die Antecedentien ſeines Lebens und die Gunſt des Volkes auf ihn gehäuft hatten. Die Intelligenten, welche es ernſtlich wohl mit Deutſchlands Einheit meinen, werfen ihm mit vollem Rechte vor, daß er durch Nichtannahme des Portefeuilles des Reichsminiſteriums einen großen Fehler begangen habe. Es iſt der einzige Mann in Deutſchland geweſen, der das Geſammtvertrauen beſaß, nur unter ſeiner Leitung konnte ein Miniſterium des Reichs energiſch und erſprießlich wirken. Gagern aber zog vor, Präſident der Nationalverſammlung zu bleiben. Mag der Ehrgeiz ſeinen Theil an dieſem Entſchluß gehabt und er, Cäſarn ähnlich, gedacht haben: Lieber in der Paulskirche der Erſte, als im Reich der Zweite; ſo iſt doch gewiß, daß noch mehr als der Ehrgeiz die Klugheit ihn dictirt hat. Denn, geſtehen wir es nur, es iſt weit leichter, Präſident des Reichstags, als verantwortlicher Miniſterpräſident des Reichs zu ſein. Das weiß Gagern ſehr gut — er wollte nicht ungewiſſe Erfolge für einen ſichern Ruhm eintauſchen. Gagern hat den Principe des Machiavell ſtudirt, und ich wette darauf, Cap. IX, vom Bürgerfürſtenthume, auswendig gelernt. Wenn er es nur verſteht, auf ſeinem Präſidentenſtuhle auch den Geiſt der Zeit in allen Phaſen ſeiner Entwickelung im Auge zu be-

halten! Als Vorſitzender des Reichstags iſt Gagern einzig und vorwurfsfrei geweſen, ehe er bei der Polenfrage den Abgeordneten Ruge zurechtwies. Ein Präſident darf keine Meinung haben, darf auf keiner Parteiſeite ſtehen, unparlamentariſch, ja unbeſonnen iſt es, wenn er, ohne ſelbſtgeſtändig dazu befugt zu ſein, zur Ordnung zu rufen, einen Redner mit Härte tadelt. Der beiſpielloſe Sturm, der in jener denkwürdigen Sitzung ſeinem Ausſpruch folgte, war ſelbſt von Seiten der Gemäßigten theilweiſe Indignation über die verletzte Würde des Präſidentenamtes, mit ihr, derjenigen der Verſammlung. Niemals iſt im engliſchen Parlament, im Congreß der vereinigten Staaten ein ähnlicher Fall vorgekommen. Aber der kluge Heinrich von Gagern hat in jenem Ausruf errathen laſſen, daß ſeine Ruhe eine erkünſtelte, die trügeriſche eines Vulkans iſt, der dann ausbrechen wird, wenn es Niemand vermuthet. Dies aber hat dem unbegrenzten Zutrauen in ſeine Fähigkeit und Bürgertugend einen ſtarken Stoß gegeben. In ſeiner ſpeciellen Heimath Rheinheſſen hat Gagern allen Credit verloren. Er, den die heißblütigen Rheinheſſen früher wie einen Gott verehrten, eine Verehrung, welcher er ohnzweifelhaft einen bedeutenden Theil ſeiner Erfolge zu danken hatte, iſt jetzt dort eine ſo misliebige Perſon geworden, daß der Grund des plötzlichen Verkaufes ſeines ſchönen Gutes Monsheim an ſeinen Schwager von Vielen mit auf Rechnung der verlorenen Volksliebe geſetzt wird. Ich glaubte einen rheinheſſiſchen Bürger zu erfreuen, als ich ihn glücklich pries, einen Gagern zum

Landsmann zu haben. Mir ward die Antwort: „Gehen Sie mir mit ihrem Gagern, der iſt nicht Fiſch noch Fleiſch! Entweder wird ihn die Zeit verſchlingen, oder er kehrt auf einmal ſein wahres Innere heraus, und dann wird er ein Apoſtat geſcholten werden müſſen!“ — Noch weit unbeliebter, als Gagern, iſt bei ſeinen Mitbürgern der rheinheſſiſche Abgeordnete Wernher von Nierſtein geworden, den ſie ohne Weiteres einen flachen Achſelträger nennen.

Den Vicepräſidenten von Soiron habe ich nie anſehen können, ohne mir zu ſagen: „Dieſe Geſtalt iſt doch der leibhafte Prototyp des Bourgeois.“ Die behäbige Fülle des Bäuchleins und der ſtrotzenden Wangen, welche von einem ſchwarzen, buſchigen Backenbart begrenzt werden wie das öde Hügelland der Steppe vom Urwald, die glänzende, ſtrahlende Glatze, welche man ein Muſter aller Glatzen nennen kann, laſſen im Geſammtbild ebenſo viele Gutmüthigkeit als Beſchränktheit ahnen. Daß Soiron Advocat iſt, würde kein Menſch aus ſeinem Aeußeren errathen; ich hätte ihn unter allen Umſtänden für einen wohlhabenden Bäckermeiſter gehalten. Würde darf daher Niemand in ſeinem Auftreten finden wollen; Wirkung macht er nur zuweilen durch jene Art hausbackenen Witzes, welchen man in Deutſchland hier und da Schlachterwitz zu nennen beliebt. Was thut's? Er iſt ja nur der erſte Vicepräſident. Freilich ſchreibt ſein Amt ihm keineswegs vor, die Farbe zu wechſeln, wie er es bei der Berathung der Polenfrage gethan hat. — Die Wahl des Herrn von Andrian zum zwei-

ten Vicepräſidenten iſt ſeiner Zeit nichts geweſen, als ein Compliment, welches man Oeſtreich dafür machen wollte, daß es endlich nach acht Jahrhunderten ſich darauf beſann, es gehöre doch eigentlich zu Deutſchland, und ſich in überfließender Rührung der Mutter Germania an den Hals warf. Aber die verſtändige Dame drängt den Wildfang zurück, hält ihn auf Armeslänge von ſich entfernt und ſpricht zu ihm mit leiſem Stirnrunzeln: „Aha, du ungerathener Sohn, du kehrſt zurück, damit ich deine Schulden bezahlen und deine Händel ausfechten ſoll? Darüber will ich doch erſt die Meinung meiner andern Kinder hören.“ —

Unmittelbar unter dem Throne des Präſidiums iſt ein kleines Thrönchen angeheftet und darauf ſitzen auf kleinen Stühlchen, ſo knapp, daß Kunſt dazu gehört um nicht mit ihnen unverſehens überzuſchlagen und herabzuſtürzen, an einem kleinen Tiſchchen zwei Secretäre. Der eine derſelben, Jucho, iſt ein Frankfurter Kind — voilà tout! — nicht obgleich, ſondern weil er ein Frankfurter Kind iſt, hat man geglaubt, ihm das Hochamt des Secretariats anvertrauen zu müſſen. Der zweite Secretär iſt der vielberühmte Leipziger Profeſſor und Buchhändler Biedermann. Ein ſchönerer, geiſtreicherer, noblerer, feinerer, gelehrterer, ſcharfſinnigerer Mann iſt in der ganzen Verſammlung nicht aufzutreiben. Wer behauptet das? Wer anders, als der Herr Profeſſor Biedermann? Die übelberathenenen Mitglieder des Reichstags wollen es nicht glauben und gähnen ſogar, wenn er beginnt, Reden zu halten — „ja, s'iſt nicht ſchön,

ſolches Benehmen kränkt einen jeden Biedermann ſehr!“ — Aber, daß das Volk an ihn glaubt, das glaubt der Herr Profeſſor Biedermann. Um nun dem kurzſichtigen Volk die verdrießliche Mühe zu erſparen, ihn unter ſechshundert Perſonen herauszufinden, iſt Herr Profeſſor Biedermann ſo gütig, Alles anzuwenden um die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſeine edle Perſon zu lenken. Er trägt zwar nicht kreuzweis gebundene Kniegürtel, hat ſich aber einen Bart à la jeune France angelegt, hüpft mit dem nonchalanten und doch bewußten Air eines Dandy auf ſein Thrönchen, und hüpft wieder herunter und hüpft wieder hinauf — kreiſt fortwährend, wie ein Planet, um die Sonne des Präſidiums, macht höchſtens eine Diverſion nach dem Centrum und jeder Zoll an ihm ſpricht immerfort: „Behaltet mich im Auge! Ich bin der erſte Secretär, der berühmte Profeſſor Dr. Biedermann aus Leipzig.“ Da es eine alte Regel iſt, daß hervorragende Perſönlichkeiten ſtets mit Neid und Nachahmungsſucht zu kämpfen haben, ſo iſt es kein geringer Aerger für Herrn Profeſſor Biedermann, daß die großherzoglich heſſiſchen Acceſſiſten, welche an den Stenographentiſchen ſitzen, ihn zum Vorbild genommen haben und ſo treu als möglich copiren. Aber das Publikum iſt ein ſcharfſinniger Richter und hält bei jungen Menſchen für Arroganz, was bei Herrn Profeſſor Biedermann nicht anders ausgelegt werden kann, als für wohlberechtigtes Selbſtbewußtſein.

Die Schelle klingt — die Sitzung iſt eröffnet. Das dumpfe Rauſchen der particulären Unterhaltungen ſinkt zu

einem Summen herab, und der Präſident beginnt die Urlaubsgeſuche vorzutragen. Deren ſind ſo viele, daß ich verſucht bin, zu glauben, eine Anzahl der Mitglieder ſei blos des Urlaubs wegen hergekommen. Es könnte übrigens nicht ſchaden, wenn Einige ewigen Urlaub nähmen, wie dies Gervinus gethan hat. Seine Geſundheit verſtattete ihm nicht länger, die Reden in der Paulskirche anzuhören, und er floh, ein freier Zugvogel, aus dem froſtigen Heiligthum gen Süden, nach der ſonnigen Pracht der Römertempel, wo in der Rangſtufe cane und porco hoch über dem Tedesco ſtehen. Andre wollen zwar behaupten, der Heidelberger Profeſſor, das berühmte Siebentel der Göttinger Sieben, ſei kerngeſund, aber in der Paulskirche nicht an ſeinem Platz geweſen, und das habe er gefühlt und denſelben bei Zeiten geräumt, wohl wiſſend, daß heutzutage neue Schmach alten Ruhm mehr als je verdunkelt. Allein wer wollte darüber ein apodiktiſches Urtheil fällen? Gervinus hat, ſo lange er Abgeordneter war, nicht den Mund geöffnet, und wenn ein gutes Wort ein goldner Apfel in ſilberner Schale, ſo iſt ein gutes Schweigen ein Diamant in Goldfaſſung. Von vielen Seiten habe ich ernſtliche Klagen über die ungemeſſene Urlaubsertheilung vernommen — man ſollte in dieſer Hinſicht nicht allzu ſtrenge ſein. Viele der Reichstagmitglieder haben durch Einnahme ihres Sitzes in der Verſammlung der deutſchen Sache ein großes Opfer gebracht und es iſt wohl billig, daß man ihnen vergönne, von Zeit zu Zeit nach Frau und Kind und Hausweſen zu ſehen.

Mittlerweile hat ſich die Galerie des Schauſpielhauſes, die Emporkirche, gefüllt, Kopf drängt ſich an Kopf und ſpäht herab in die dämmerige Tiefe um den und jenen Liebling aufzufinden. Auch die reſervirten Plätze hinter den Säulen im Parterre der Kirche ſind links von Damen, rechts von Herren beſetzt; leer ſind die für das diplomatiſche Corps beſtimmten Bänke und ich erblicke auf ihnen nur die ſchleswig-holſteiniſche Geſandtſchaft, darunter das ausdrucksvolle Geſicht des Grafen Reventlow-Farve, ferner den Diplomaten Georg Wigand, Buchhändler aus Leipzig. Neben mir ſteht rechts ein Bourgeois, Frankfurter Kaufmann, natürlich Jude, links ein Claviervirtuoſe aus Wien. Ehrliche Landleute ſetzen mir nagelbeſchlagene Ferſen auf die Zehen und hinter mir bemüht ſich ein wohlbeleibter Rentier mich mit Schnupftabak zu parfümiren. Der berühmte Profeſſor Biedermann aus Leipzig iſt in ſeiner Eigenſchaft als Secretär auf die Rednerbühne gehüpft, und lieſt mit würdevoller Herablaſſung das Protocoll vor, eine Bemühung, welche großen Dank verdient, zumal ſeine dünne Stimme von Niemanden gehört, aber auch von Niemanden ſo gern gehört wird, als von ihm ſelbſt. Dieſe Vorleſung iſt das Zeichen zum Wiederbeginn der Unterhaltung, welche während derſelben ſo laut und ungenirt geführt wird, wie an der Gaſthaustafel. Meine Aufmerkſamkeit feſſeln jetzt die Journaliſten, die zwiſchen den Säulen, dicht an den Plätzen der Abgeordneten, die ihrigen haben. Koſtbare Geſtalten — faſt alle zeichnen ſich durch Ueberfluß an Brillen und merk-

würdigen Mangel an Kopf — haar aus. Einer iſt unter ihnen, deſſen Sitz in der Paulskirche man faſt ein Pasquill auf das Heiligthum zu nennen verſucht wäre. Er heißt Zirndorfer — ein zwerghaft kleiner, ekelhaft fetter Jude, eine Geſtalt mit geſchorenem Kopf, auf dem jedes Haar eigenſinnig in anderer Richtung wächſt, welche an eine Knackwurſt erinnert, deren eines Ende mit Schimmel bewachſen iſt — einer jener Winkelliteraten, von welchen Viele die Preſſe in Verruf gebracht haben durch niedrige Verkäuflichkeit, ſchamloſes Ausbeuten der Künſtler und freches Abſprechen über Alles, was ſie nicht verſtehen. Pfui über ſolche Berichterſtatter und die Zeitungen, welche dem Mindeſtfordernden ihre Spalten verauctioniren! Da lobe ich mir dagegen die engliſchen Correſpondenten dort, welche zwar nur ſoviel deutſch verſtehen um im Nothfall ein Beefſteak im Wirthshaus fordern zu können, die aber dafür mit deſto eifrigerer Gewiſſenhaftigkeit die Mienen und Geberden der Redner ſtudiren und abkonterfeien, und die ſich über nichts mehr wundern, als daß der Präſident auf keinem Wollſack ſitzt und das characteriſtiſche hear! hear! ſo ſelten ertönt.

Ein Zuſammenſtecken vieler Köpfe veranlaßt mich, vorwärts zu drängen um die Urſache zu ergründen. Carricaturen auf Blum und Ruge ſind es, welche dieſe Anziehungskraft beſitzen. Sie ſind erbärmlich — Ruge ſchaut mit dem Kopf durch die Beine und die Unterſchrift nennt das: Auch eine Weltanſchauung — Blum iſt als Genius mit Flügeln, ſtatt Feigenblättern die Reichstagszeitung umgegür-

tet, abgebildet — welch' ſchaler ſtumpfer Witz! Wie ſehr fehlt unſeren Carricaturen überhaupt der franzöſiſche Esprit oder die engliſche beißende Schärfe — aber dieſe da! Oh! — Ich blickte umher, um zu entdecken von wannen die Machwerke kämen. Da ſah ich einen langen ſpindeldürren Hidalgo, einen Don Quixote ohne Geiſt oder beſſer einen Don Ranudo de Colibrados, auf deſſen Haupt ein ſeltſam gedrehter Lockenbau den Mondſchein zu verhüllen ſtrebte, mit ſelbſtgefälligem Schritt ſich dahin, dorthin wenden — aus der Mappe zog er jene beiden Carricaturen und vertheilte ſie an die Mitglieder der äußerſten Rechten, vertheilte ſie an die Journaliſten, vertheilte ſie an die Zuhörer — und verfehlte nie dabei zu ſagen: „Nicht wahr, vortrefflich? Diesmal habe ich mich ſelbſt übertroffen!“ Nicht ohne Verwunderung vernahm ich, daß dieſes ehrenwerthe Reichstagmitglied, der Herr von Boddien, ſelber der hoffnungsvolle Künſtler und zugleich der Colporteur ſeiner eigenen Werke ſei. Das iſt aber ein ſchlechtes, ein unwürdiges Mittel, Herr Lieutenant von Boddien, ſeine Gegner zu bekämpfen. Wenn Sie dieſelben lächerlich machen wollen, ſo verſuchen Sie es nicht hinterrücks durch ihre Sudelbilder mit lahmem Witz, ſondern treten Sie ihnen auf der Rednerbühne Mann dem Mann gegenüber, wenn Sie es wagen! Sie wagen es aber nicht. Es iſt empörend, daß die äußerſte Rechte ſo trauriger Kämpfer zu bedürfen meint, es gibt ein ſolches Verfahren einen deutlichen Fingerzeig dafür, daß auf ihrer Seite der oberſte Grundſatz des Jeſuitismus

in üppiger Blüte vegetirt. Wie? — Ich wollte das Geſchrei hören, welches ſich unter Ihnen erhübe, wenn Moritz Hartmann mit Spottgedichten gegen Sie zu fechten begänne, wenn Carl Vogt ſich erlaubte, Sie in den „Leuchtkugeln“ zu perſifliren, meine Herren, wenn Arnold Ruge es ſich beigehen laſſen wollte, den Sarkasmus der Halle'ſchen Jahrbücher auf Sie auszuſchütten! Ich glaube, in ſolchen Scharmützeln würden Sie weit eher den Kürzeren ziehen, als im ehrlichen, parlamentariſchen Kampfe, denn, geſtehen Sie es nur ſelbſt, wie ſehr ſich Ihre Eigenliebe auch dagegen ſträuben mag — die Talente, die Genialitäten ſitzen faſt ſämmtlich auf der Linken, und alle büreaukratiſche Gewiegtheit, alle Schlauheit und lederne Gelehrſamkeit, welche ſich in ihrer Mitte finden, meine Herren von der Rechten, wiegen bei weitem nicht den genialen Enthuſiasmus für eine Sache auf!

Das Präſidium ſchreitet zur Wahl der neuen Präſidenten. Die Wahlzettel ſind vertheilt, die Diener ſammeln die beſchriebenen in mächtigen Urnen, Soiron, der die Wahl des erſten Präſidenten leitet, eröffnet ſie und ruft laut den darauf ſtehenden Namen. Ermüdend endlos ſchallt da: Gagern, Heinrich von Gagern, Bürger Gagern — hier und da einmal Itzſtein, Radowitz, Blum, Rösler. Eine neue Beobachtung, welche ſich mir aufdrängt, wirft wieder ein höchſt ungünſtiges Licht auf die Männer der äußerſten Rechten; ſobald der Name eines Mitgliedes der Linken, gleichſam wie ein Verirrter, aus der mächtigen Wahlurne ſpringt, er-

heben die Erſteren ein ſchallendes Hohngelächter, ziſchen und ſcharren, aber der Linken fällt es nicht ein, auch nur ein Zeichen der Mißbilligung zu geben, wenn Namen wie: Radowitz, ausgerufen werden. Es beweiſt das, daß Würde und Anſtand der Verſammlung den Republikanern weit heiliger ſind, als den Monarchiſten und Reactionärs; es liefert dieſe Erſcheinung einen Commentar zur Zeitgeſchichte, welcher mehr werth iſt, als hundert leitende Artikel der Kölniſchen. Ich habe mit Fleiß darnach getrachtet, die Bekanntſchaft der Herren von der äußerſten Rechten zu machen, welche ihr Mißfallen am Entſchiedenſten kund gaben, und als ich Denjenigen, der mir in dieſer Hinſicht mit Hand, Fuß und Mund das Preiswürdigſte zu leiſten ſchien, näher in's Auge faßte, erkannte ich in demſelben einen alten Bekannten, nämlich den Herrn Geheimbderath von Bally aus Schleſien. Im September vergangenen Jahres war ich zufällig in Kiel anweſend, als dort die jährliche große Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe abgehalten ward. Nicht ohne Intereſſe wohnte ich den Sitzungen und Verhandlungen derſelben bei. Unter allen Rednern erregte aber keiner mehr meine Aufmerkſamkeit, mein Erſtaunen, als obgedachter Herr von Bally, deſſen Namen ich damals, beiläufig geſagt, immer mit Ballhorn verwechſelte. Dieſer Mann ſtellte mit bewundernswürdiger Kühnheit Sätze und Lehrgebäude auf, deren Gleichen die Welt noch nicht geſehen und gehört hatte, welche den Neid der Gebrüder Grimm erregt haben würden, und ſicherlich den Adam Smith bewo-

gen haben, ſich im Grabe umzudrehen. Herr von Bally ſprach namentlich ausführlich über die Verbeſſerung des Geſindeweſens, worin er, wie mich mein Nachbar, einer ſeiner Nachbarn aus Schleſien, verſicherte, um ſo vielſeitigere Erfahrungen gemacht haben mußte, als es noch keinem ſeiner weiblichen Dienſtboten gelungen war, es länger als dreiviertel Jahre einfach auf ſeinem Gute auszuhalten. Er pries in ſeinem Vortrag das ſeelige Glück der leider arg verkannten Leibeigenſchaft, „denn," ſagte er, „leibeigen bedeutete nichts anders, als ein Stück vom eigenen Leib, ſo daß der Leibeigene von ſeinem Herren als ein koſtbarer Theil ſeiner ſelbſt geliebt und gehalten wurde." Er ſchrie Zeter über die Erfindung der Theilung der Arbeit, welche alles nun vorhandene Unheil über die Welt und die ſchleſiſchen Gutsbeſitzer gebracht habe und ſang in Glacehandſchuhen ein Loblied auf die Mildthätigkeit, die mit dem zerlumpten Bruder Arbeiter theilt. Beſonders merkwürdig aber war ſeine Abſchiedsrede, welche, trotzdem, daß der Champagner ſeine Stimme heiſer gemacht hatte, doch ein ſolches Muſter ciceronianiſcher Beredtſamkeit war, daß ich mich nicht enthalten kann, dieſelbe meinen Leſern nach der ſtenographiſchen Aufzeichnung mitzutheilen. Dieſe famoſe Rede lautete: „Indem ich Lebewohl zu ſagen meine Stimme erheben will, fühle ich mich ſo tief bewegt und doch ſo deutſch, ſo durchaus frei, daß ich ſelbſt keinem Gedanken angehöre und gar nicht weiß, wie ich meine Gedanken und Empfindungen laut verbinden ſoll. Ich möchte ſo gerne des Dankes ſchönſte

Kränze für Sie winden und frische Blumen auswählen dazu, denn trocken und bleich ist, was aus der Heimath mitgekommen; doch das fühle ich wohl, je heftiger des Herzens Schläge glühend treiben, je höher steigt das Wort himmelhoch empor, empfängt ganz Oben seine Weihe und träufelt so befruchtend nieder. — Der Weihe vertrauend will ich drei Räthsel lösen, welche seit frühester Kindheit mich tief bewegten und deren Lösung hier so nahe liegt: das erste ist Odin's alte Sage von dem Schwan, der einmal nur singt und stirbt, da singt er sterbend, und stirbt singend, ja! Er zog vom Ararat, der Wandervogel, Europas Wiege, hier an das von Smaragden hellleuchtende Meer und stirbt singend, weil er einmal hier gewesen. Das zweite Räthsel, warum unter allen Metallen das Eisen allein lebendig, immer nach Norden zeigt, so richtig und wahr, daß es durch alle Stürme und Klippen sicher, ganz sicher leitet, und selbst in der tiefsten Tiefe des mütterlichen Schooßes der Erde dem Bergmann auf Haarbreite genau, die richtige Stunde gibt. Die Macht der Wahrheit leitet den Magnet hierher, weil Wahrheit hier überall zu finden ist. Endlich, warum der Wahrheit strahlendes Bild die Sonne ist, die nicht erlaubt, in ihre Glut hineinzuschauen, weil Reinheit und Treue hier aus der Männer treuen, aus der herrlichen Frauen und schönen Jungfrauen Augen sonnenlicht und hellleuchtend strahlt und Jeder von uns Wanderbrüdern, die wir hierher gezogen, der Sonne zurufen möchten: „„Sonne stehe hier still und spende Deinen ganzen

Segen — Glück und Segen über die Lande Schleswig-Holſtein!!!!!“ — Solche Rede war noch niemals in einer landwirthſchaftlichen Verſammlung gehört worden. Vor Rührung weinten die Prinzeſſinnen von Holſtein und die mecklenburger Bauern, die Gräfinnen von Rantzau und die Kieler Brauknechte. Neben mir aber ſtand ein alter Schulmeiſter aus Segeberg, ſchüttelte den grauen Kopf und murmelte: „Das iſt der unſinnigſt blühende Unſinn, der mir noch je vorgekommen. Der Schwan gehört ja nach Griechenland, den Magnet zieht der Nordpol an wie der Südpol, und daß die Sonne längſt ſtille ſteht, auch ohne daß jener Herr es ihr zuruft, das weiß bei mir jeder ſechsjährige Junge. O Zeiten!“ — Doch was verſteht ſolch ein alter Schulmeiſter! Der Herr von Bally iſt doch Mitglied des Reichstags geworden. Du aber, mein Deutſchland, freue dich, ſolche Männer unter deinen Vertretern zählen zu dürfen!

Mit dem Claqueur der äußerſten Rechten ſehe ich eben einen Herrn Collegen im Geſpräche, welchen ich gleichfalls vordem ſchon gekannt habe. Es iſt dies der Exkanzler der Univerſität Gießen, von Linde, der weſtfäliſche Jeſuitengeneral aus Darmſtadt. Niemals hat ein höchſt gewöhnliches Aeußere einen ungewöhnlicheren Geiſt verhüllt, wie bei dieſem in Ruheſtand verſetzten Machthaber. Denn ſicher iſt das ungewöhnlich und ſtark und groß, wenn ein Mann, der erſte Vorſtand aller Bildungsanſtalten eines proteſtantiſchen Landes, ſo das Gerede der Leute verachtet, daß er

andächtiglich wallfahrtet zum heiligen Rock nach Trier, und für die römiſche Hierarchie und ihr ganzes Gefolge bis auf den letzten Blutstropfen kämpft. Profeſſor Credner in Gießen und Ullmann in Heidelberg wiſſen von den Waffen zu erzählen, welche dieſer berühmte Kirchenheld zu führen verſteht. Frömmigkeit, Verſtand und Tugend reihen ſich um v. Linde's Haupt zu einer Glorie, welche ihm fünfzig Jahre nach ſeinem Tode ganz ſicher die Canoniſation bringt. Züge aus dem Leben der Heiligen ſind immer erwünſcht, und da die langweilige Procedur der Präſidentenwahl noch eine Weile dauern wird, ſo will ich einſtweilen eine kleine Geſchichte aus dem Leben erzählen, welche mir vor Jahren in Darmſtadt mitgetheilt worden iſt. In das dortige Gaſthaus zum Prinzen Carl kam eines Tags mit dem Frankfurter Geſellſchaftswagen eine ältliche Frau, halb bürgerlich, halb bäuerlich gekleidet, welche ſich ſogleich durch die Ausſprache: Mensken und Skinken ſtatt Menſchen und Schinken als ächte Vollblut-Weſtfälerin documentirte. Dieſe Frau kleidete ſich ſauber an und ließ ſich ſodann zu einer ſehr hochgeſtellten Perſon des Oberſtudienrathes führen. „Sr. Excellenz ſind nicht zu Hauſe!“ ſchnauzte ſie der Bediente, der durch Höflichkeit ſich zum Hoflakai emporzuſchwingen wünſchte, an. „„Wann kommt er wohl nach Hauſe?““ „Heute gar nicht, und für Sie ſchwerlich auch morgen.“ „„Aber ich — bin ſeine Schweſter.““ „Sie — gnädige Frau, verzeihen Sie —“ Der ſchlaue Bediente wollte aber, ehe er die Anweſenheit ſeines Herren zugab,

dieſen ſelbſt von dem unerwarteten Beſuch in Kenntniß ſetzen. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, Se. Excellenz waren wirklich für dero Schweſter, die Bäuerin, nicht zu Hauſe. Dieſe, welche den in der Glücksſonne emporgeſchoſſenen Herren Bruder vor ihrem Ende nur noch ein einziges Mal zu ſehen wünſchte, kam beharrlich noch zweimal am nächſten Tag. Umſonſt — der Bediente ſpottete der Thränen des armen Weibes. Sie kam tiefbetrübt am dritten Tage dennoch wieder. Diesmal war der Lakai grob, gab ihr vier Thaler, ja vier Thaler, Reiſegeld und ſagte ihr, Se. Excellenz, ihr Bruder, wolle ſie nicht ſehen. Die weſtfäliſche Bäuerin aber warf dem Knecht das Geld vor die Füße und reiſte ab. — Ich weiß gar nicht, wie mir nur dieſe harmloſe Anecdote gerade bei dem Herrn v. Linde in den Sinn gekommen iſt, jedoch man erinnert ſich an ſo Vieles in der glorreichen deutſchen Nationalverſammlung.

Wohin ich die Blicke werfe, überall merkwürdige Männer, merkwürdige Geſichter. Dort ſteht Dahlmann und ſpricht mit Heinrich Laube. Der nicht unrühmlich bekannte Verfaſſer der Karlsſchüler mit dem Apolloantlitz iſt durch hartnäckige Bemühungen von ſeiner Seite, welche eines beſſeren Subjects würdig geweſen wären, dazu gelangt, von irgend einem böhmiſchen Kreiſe in den Reichstag gewählt zu werden, und heute zeigt er ſich zum erſtenmal dem erſtaunten Volk im Glanze ſeiner Würde und ſeines milchkaffeefarbenen Rockes. Wenn Heinrich Laube, der ehemalige glorioſe Präſident des Leipziger Literatenvereins,

nicht dermaleinſt zum Präſidenten des deutſchen Parlaments erwählt wird, ſo wird das eine ſchreiende Ungerechtigkeit ſein und er wird darüber ſchreien. Dahlmann's Kopf hat mich in die ſüßeſten Träume meiner Jugendzeit zurückverſetzt. Als ich ein Kind noch war — ein unſchuldiges, ſpielendes Kind — da liebte ich vor Allem zwei Dinge auf der Welt, meinen Hund Peter und einen ungeheuerlichen Nußknacker. Dieſer Nußknacker aber hatte ganz die Phyſiognomie Dahlmann's, er ſah ihm ähnlich, wie nur ein Nußknacker einem Menſchen ähnlich ſehen kann. In meiner plötzlich erwachenden Kinderfreude hätte ich den berühmten Staatslehrer umarmen mögen, aber die Barriere ſchied mich von ihm, und ein unheimlicher Zug ſeines Antlitzes, der meinem Nußknacker fehlte, ſchreckte mich wieder zurück. Dahlmann muß fortwährend Migräne haben; er beſitzt eines jener Geſichter, von deren Beſitzern man im Voraus weiß, daß der Vogel auf dem Dach und die Mücke an der Wand ſie ärgert, und mit denen daher Niemand gern Kirſchen ißt. Da iſt Vincke, der große Preuße, doch ein anderes Männchen; ſeine Züge ſagen nichts, erinnern an nichts, aber dem Aufmerkſamen entgeht doch ein Augenzwinkern, ein feines Lächeln, welches ſehr künſtlich bloß mit den Mundwinkeln hervorgebracht wird, nicht, woraus er dann leicht auf die problematiſch große geiſtige Ueberlegenheit des unſcheinbaren Mannes geleitet werden kann. Nicht weit von Vincke, mehr nach dem Centrum hin, ſitzt Beckerath, der andre Heros des weiland preußiſchen Landtags. Beide haben den

Ruf, welcher ihnen vorausgegangen, in der Nationalverſammlung bis jetzt noch nicht zu rechtfertigen gewußt, was den Beweis liefern kann, daß es leichter iſt, Preußen als Deutſchland zu berathen.

Die Schelle! Soiron verkündet das Ergebniß der Wahl; wie zu erwarten, iſt Heinrich von Gagern abermals mit höchſt bedeutender Majorität zum erſten Präſidenten der deutſchen Nationalverſammlung erwählt worden. Lauter Beifall, in welchem nur die alleräußerſte Linke nicht einſtimmt, begrüßt den Erwählten. Dieſer beſteigt die Rednerbühne und dankt. Seiner Rede fehlt Wohlklang des Organs, logiſcher Zuſammenhang, Wärme, aber dennoch imponirt ſie ſtellenweiſe durch Kraft, Offenheit und den täuſchendſten Anſchein der Redlichkeit. Gagern nimmt darauf den Präſidentenſtuhl ein und beginnt das Geſchäft der Wahl des erſten Vicepräſidenten. Viele Abgeordnete und Zuhörer entfernen ſich, entweder um ſich zu reſtauriren oder um gar nicht wieder zu kommen; ich aber ſtreife nunmehr mit meiner Diogeneslaterne nach einer andern Seite.

Längſt habe ich ſchon einen jungen Mann im Auge gehabt, welcher unermüdlich in der ganzen Halle, namentlich aber vor der Damengalerie auf- und abpromenirt, von Zeit zu Zeit mit einem reizenden Mädchen ſich unterhält und überhaupt thut, als befinde er ſich in einer Réunion dansante. Nachdem ich verſchiedene vergebliche Anſtrengungen gemacht, in dem Walde des Haupt- und Barthaars dieſes jungen Mannes die cultivirte Fläche eines Geſichts zu entdecken, gelingt

mir dies endlich, und zu meiner unausſprechlichen Freude trifft mich zugleich die überraſchende Kunde, ich habe den Dichter Moritz Hartmann aus Böhmen vor mir. Wer ſollte ihn nicht kennen? Und wer auch ſeine Gedichte nicht kennt, der iſt um ſo glücklicher, denn er weiß wenigſtens, daß Moritz Hartmann der ſchönſte Mann des Frankfurter Reichstags iſt. Ja, „the handsomest man“, ſo hatten ihn die Times genannt, und flugs hatten es alle deutſchen Zeitungen nacherzählt, mit der Prophezeihung, er werde es ſein, der die Braut heimführe! Welche? Ich habe den Verdacht, daß ſehr viele der jungen Schönen auf der Galerie ſich recht geeignet für die Rechte halten, denn Hartmann iſt wirklich ein ſchöner Mann. Freilich muß er ſchon durch Ueberfluß an Bart den Mangel an Scheitelbedeckung, Folge ſehr tiefen Denkens, vergeſſen zu machen ſuchen, aber ſolche Kleinigkeit ſchadet nichts in den Augen der Damen, beſonders wenn man noch das Glück hat, ein Mitglied der äußerſten Linken zu ſein. Die deutſchen Frauen ſchwärmen für die Republik und ihre Träger — wir haben erlebt, daß Frau Herwegh im Süden an der Spitze einer Schaar erſchien, vielleicht revolutionirt Frau Aſton in Bälde den Norden. Dieſe iſt mehr zu fürchten als jene, denn ſie hat im Schleswig-Holſteiniſchen Freiſchaarenzug Kriegserfahrungen aller Art geſammelt. Um von Louiſe Aſton wieder auf Moritz Hartmann zu kommen, was nicht ſchwer iſt, da beide ja hübſche Gedichte gemacht haben, ſo hat dieſer auch den Ehrgeiz Redner ſein zu wollen, und hat wirklich ſchon einigemal von der Rednerbühne herab

geſprochen. Solche Beſtrebungen verdienen die lebhafte Anerkennung von Seiten eines gebildeten Publikums; nach Hartmanns Reden ſollen alle Frauen heimlich geklatſcht, alle unverheiratheten Reichstagmitglieder neidiſch geziſcht haben. Wenn vielleicht auch von Einigen bezweifelt wird, daß Hartmann wirklich der ſchönſte Mann der Verſammlung ſei, ſo unterliegt es gar keinem Zweifel, Robert Blum iſt in der That und in der Wahrheit der häßlichſte. Ludwig Kaliſch hat den Kopf dieſes Volksmannes ein Muſter der Zerrköpfe genannt, welche man gewöhnlich in Stockknöpfe einmeiſelt, und damit hat er ein ganz treffendes Porträt geliefert. Unförmliche Dicke der kurzen Geſtalt, Mangel an Hals, runde Apfelwangen, kleine Augen, ſtumpfe Naſe, großer Mund, mächtiger impertinent blonder Bart und abenteuerlicher Lockenwuchs machen aus Robert Blum eine lebendige Carricatur. Allein in dieſem baracken Kopfe herrſcht ein klarer, geſunder Verſtand, in dieſem misgeſtalteten Leibe wohnt ein kräftiger, tüchtiger Geiſt, und ſo möchte ich faſt ſagen, die außerordentlichen innern Gaben dieſes Mannes treten erſt auf der Folie ſeiner körperlichen Unſchönheit recht deutlich und ergreifend ans Licht. Blum iſt ein Haupt der Linken, der Führer der gemäßigt Radicalen. Seine Rednergabe iſt groß und mächtig, aber ſie iſt kein Geſchenk des Talents oder des Genius, ſie iſt eine Frucht klaren Verſtandes und geordneter Denkkraft. Blums Rede vermag daher zu überzeugen aber nicht zu begeiſtern, ſie trifft, zündet aber nicht. Ein Mann wie er, aus dem Volke geboren, Alles

durch ſich ſelbſt geworden, unabhängig und nüchtern, iſt dazu geſchaffen, Leiter und Rathgeber des unmündigen Volks zu ſein. Mehr aber nicht; ſobald Blum ſich des Gewandes ſeiner Volksthümlichkeit entäußern wollte, wäre er für ewige Zeiten verloren. Ich glaube faſt, daß er ſich jetzt ſchon dem eigentlichen Boden ſeines Gedeihens zu ſehr entfremdet hat. Robert Blum beſitzt einen ungemeſſenen Ehrgeiz, den ſeine äußerliche Ruhe meiſterlich zu verbergen vermag, Blum iſt, wie alle Autodidacten, ſo ſtolz auf ſich ſelbſt und ſein Wiſſen und Können, daß er ſich nicht gerne Jemanden unterordnet, der mit ihm nach gleichem Ziele ſtrebt. Daher ſeine ſchiefe Stellung in Bezug zur äußerſten Linken, der er doch von Rechts und Herzens wegen ganz und gar angehört, und zu welcher er ſich längſt ſchon offen und frei bekannt hätte, wenn er nicht fürchten müßte, von einer andern Perſönlichkeit in Schatten geſtellt zu werden, von der Ruge's.

Arnold Ruge, der Philoſoph, iſt der Chorag der liberalen Ultra's. Seine ſtämmige Figur, deren volles Geſicht mit ehrlichen blauen Augen treuherzig in die Welt ſchaut, verräth ebenſo wenig den tiefen Denker, wie ſeine gewöhnliche Rede. Ruge hat den Willen, aber nicht die Kraft, ein Politiker zu ſein, und darum iſt ihm Blum überlegen, welchen außerdem noch ſeine unvergleichliche Ruhe begünſtigt. Ruge iſt unverſchämt, im guten Sinn, keck und unverlegen ohne Gleichen, aber nie ruhig, ſondern immer leidenſchaftlich. Daher ſind ſeine Reden keine Meiſterwerke, die Gedanken darin überſtürzen ſich, die Worte ſprudeln oft

ohne Inhalt hervor, weil ihnen der Gedanke auf der Jagd nach Gedanken verloren gegangen iſt, und die weltbeherrſchende „Idee“ kommt höchſt ſelten zu ihrem Recht. Eine Art von beißendem, glücklichem Humor gelingt Ruge nur ſehr ſelten, wenn er aber den Ton deſſelben trifft, iſt er unvergleichlich. Ein prächtiger, bezeichnender Titel iſt ihm beigelegt worden: „Miniſter des Aeußerſten.“ Von Extrem vagirt er zu Extrem ohne die mindeſte Vermittlung; geht's nicht, ſo bricht's, und iſt's gebrochen, ſo wird ſich ja ſchon das Weitere finden. Ein Mann des Volkes iſt Ruge nicht und wird's nie werden. Daß ſeine Partei ihn an die Spitze geſtellt hat, dankt er nicht dem, was er ſeither in Politicis geleiſtet, ſondern ſeinem Namen im Litteris und den Erwartungen, welche man an denſelben geknüpft hatte. — — Ich habe vor vielen Jahren Ruge perſönlich gekannt und durfte mich damals zu ſeinen Freunden zählen. Ich weiß daher, welch' ein Schatz von tiefem, deutſchem Gemüth in ſeiner freien, ehrlichen Seele ruht, weiß, daß er durch und durch brav, ehrenwerth iſt. Daher habe ich ihn von jeher, wie auch unſere politiſchen Anſichten divergiren mochten, gegen ſeine vielen Feinde vertheidigt. Heute aber vermag ich das nicht mehr zu thun, die Zahl derſelben wächſt mir über den Kopf, und ich fürchte, auch ihm. Den Wiſſenſchaften iſt Ruge überdem verloren, die Politik iſt, wie er auch in dieſer Hinſicht anderer Meinung ſein möge, durchaus nicht ſein Feld, der Buchhandel hat noch keinen ſchlechteren Lehrling gehabt, als ihn — die Zeitſchrift „Reform,“ deren einer

Redacteur er iſt, iſt in jeder Hinſicht unter aller Kritik, was nicht anders zu erwarten, da der andere Redacteur, ein gewiſſer Oppenheim, ein höchſt beſchränkter und nur mittelmäßig gebildeter frühreifer Jüngling iſt, ſie bekommt alſo keine Leſer und koſtet ſchweres Geld, wo iſt für ihn ein gutes Ende abzuſehen?

Bei Ruge fällt mir der Erbittertſte ſeiner geſchworenen Feinde, der kleine Dr. Wilhelm Schulz aus Darmſtadt ein. Dieſe Duodezausgabe eines politiſchen Märtyrers ſitzt ebenfalls in der Paulskirche; aber es iſt ſehr ſchwer, den Mann aufzufinden, welchen dermaleinſt ſeine Frau im Strickbeutel aus den Mauern der Feſtung Babenhauſen rettete. Ich hätte den Dr. Schulz beobachten mögen, als er zum erſtenmale Ruges wieder anſichtig geworden iſt; gewiß hat er geſchäumt vor Zorn und mit den Beinchen geſtrampelt darüber, daß der vierſchrötige Philoſoph es wagen kann, ſich in ſeiner Nähe ohne die mindeſte Verlegenheit zu ergehen. Er, Ruge, der die wüthende Herausforderung des kleinen kühnen Doctors nicht angenommen, der ſich begnügt hatte, ihn in den „Epigonen“ ein wenig zu hänſeln, ihn, deſſen Fehde-Organ die Augsburger Allgemeine war — ja er, Ruge, iſt ſein College geworden, und, was das Schmerzlichſte iſt, man ſpricht weit mehr von Arnold Ruge, wie von dem Dr. Wilhelm Schulz. Ja, es iſt hart!

Meine ſchönen Leſerinnen machen mir gewiß Vorwürfe, daß ich ihnen von langweiligen Philoſophen und häßlichen Menſchen vorerzähle und gar nichts zu ſagen weiß von den

beiden Lieblingen der Damenwelt, dem blonden Venedey und dem ſchwarzen Raveaux. Ich weiß in der That nicht viel mehr von beiden zu ſagen, als daß der gute Venedey allerdings ſehr blond iſt und noch immer Heil und Segen herabfleht auf das heilige deutſche Reich und ſeine braven Männer, ſeine braven Weiber, ſeine braven Kinder — und daß der bleiche, intereſſante Raveaux heute zum erſtenmale wieder in der Verſammlung ſich befindet, nachdem er einige Wochen lang in Wien zur Schau ausgeſtellt geweſen war, und daß er jetzt ſtrebt, durch Kränklichkeit und Urlaub ſich wo möglich noch intereſſanter zu machen, als vorher.

So eben macht Gagern das Reſultat der Wahl des erſten Vicepräſidenten bekannt; die große Majorität der Stimmen hat Soiron von Neuem in dieſes Amt eingeſetzt. Dankbar dafür ſpricht er von der Rednerbühne aus ein Paar Worte, dann iſt die Sache abgemacht, und der langweilige Wahlvorgang beginnt von Neuem. Diesmal, da es ſich um die Ehre der zweiten Vicepräſidentenſchaft handelt, ſcheint etwas mehr Leben in die Verſammlung gerathen zu ſein; deutlich höre ich da und dort es ausſprechen, man werde Herrn von Andrian „ſprengen.“

Gut, überlaſſen wir den ehrenwerthen Reichstagmitgliedern dieſe Sprengung ganz getroſt, und ſenden wir einſtweilen unſere Blicke von Neuem auf die Wanderſchaft. Wer iſt jenes kleine, ſchmale, feine, dünne, zephyrſchlanke Männchen, das wie ein Frühlingslüftchen raſch und lebendig von Bank zu Bank, von Gang zu Gang ſäuſelt? Den

kennen Sie nicht? Das iſt Weſendonk, das lebendige, untrügliche Perpetuum mobile der Linken. Entweder iſt er auf der Tribüne und ficht mit den Aermchen in der Luft herum, oder iſt er auf dem Wege zur und von der Tribüne und ficht mit den Aermchen in der Luft herum, oder er treibt ſich unter ſeinen Parteigenoſſen umher und ficht mit den Aermchen in der Luft herum. Herr Weſendonk gleicht ſomit einer wandernden Windmühle. Höchſt ſchätzenswerth iſt an dieſem kleinen Manne die Aufopferung, mit welcher er im Stande iſt ſich ſelber anzugehören. Nur ein Mitglied der Verſammlung hat bis jetzt ſeine ſämmtlichen Reden mit offenen Augen angehört, und dieſes eine Mitglied heißt Weſendonk. Der größte Vorzug Weſendonk's beſteht darin, daß er der Mann ſeiner Frau iſt. Ein ſchönes, geiſtreiches, liebenswerthes Weſen — ſo politiſch durchbildet, daß ich oft in ſtiller Wehmuth wünſchte, Frau und nicht Herr Weſendonk ſtände auf der Rednerbühne. — Herr Zitz iſt nicht der Mann ſeiner Frau und unterſcheidet ſich ſchon dadurch weſentlich von dem kleinen Perpetuum mobile der Linken. Ich hoffe zu Gott, daß jedwedes Individuum meiner Leſer und Leſerinnen Frau Katinka Zitz, geborne Halein, kennt, einen Mainzer Blauſtrumpf, der insbeſondere die Didaskalia mit Geiſt, Gemüth und Publizität ſeiner Novellen überſchwemmt. Dieſe Frau Katinka Zitz iſt von Gott und Rechtswegen die Frau des Advocaten Zitz in Mainz, jetzigen Abgeordneten in Frankfurt. Aber er iſt nicht ihr Mann, denn dieſe ſchöne Ehe ward ſchon in der Kirchenthüre ge-

trennt. Daſelbſt ſetzte ſich Frau Katinka mit den Brautführerinnen in den einen, ihr Gemahl mit einem Freunde in den andern Wagen; ſie fuhr nach Hauſe, wo ein köſtliches Frühſtück die Hochzeitgäſte erwartete, er an den Rhein, wo das Dampfſchiff wartete; die junge Frau bei Jahren wartete jedoch am längſten, Herr Zitz ließ ſich entſchuldigen, er war zu Schiff nach Holland. Schon aus dieſem allerliebſten Genieſtreich mag man entnehmen, daß Zitz eine Natur iſt, welche nicht mit der Elle der Alltäglichkeit gemeſſen werden kann. Er iſt einer der talentvollſten Männer, welche jemals Mainz, die Heimath der Talente, hervorgebracht hat, aber er iſt zugleich ein ſo unglückſeliger, in ſich zerfallener und mit ſich ſelbſt zerworfener Character, daß von den Strahlen ſeines Geiſtes und Talents nur ſelten einer hier und da hervorblickt unter dem ungeheuren Alp, der ſeine Seele zermalmt. Auch ſein Aeußeres verräth vielfach die unſelige Zerriſſenheit ſeines Inneren, in ſeinen regelmäßigen, wohlgeformten Zügen zuckt es unheimlich oft wie Wetterleuchten und eine diaboliſche Stirnfalte gibt dem Ausdruck ſeines Geſichts mit den glänzend melancholiſchen Augen und dem ſtarken Backenbart immer etwas Dämoniſches. Dämoniſch iſt die Macht, welche dieſer Mann, der Agitator Rheinheſſens, über ſeine Landsleute erlangt hat. Ich habe ſelber Gelegenheit gehabt in pfälziſchen Bauernſchenken, wo der edle Sechsundvierziger aus mächtigen Schoppengläſern getrunken wird, aus dem Munde ſchlichter Landleute zu vernehmen, wie hoch Zitz in ihrer Liebe und Achtung ſteht. Denn

das Gros des rheiniſchen Volkes iſt durchaus republikaniſch geſinnt, ſchwärmt für Hecker und verleugnet keinen Augenblick ſeine Blutsverwandtſchaft mit den franzöſiſchen Nachbarn. Daher der fanatiſche Haß gegen die Preußen, der ſich in Mainz jetzt noch in einer Weiſe geltend macht, welche wahrhaft ernſtliche Befürchtungen für die Zukunft erregt. Es iſt aber auch ſchwer zu begreifen, warum die preußiſche Regierung nicht durch Veränderung der Beſatzung der Bundesfeſtung den möglichen Zuſammenſtoß ihres Militärs und der rheinheſſiſchen Bürger in die weiteſte Ferne hinausrücken will. Wahrſcheinlich mag ſie den Letzteren nur nicht die Freude ſolcher Conceſſionen laſſen — ein anderer vernünftiger Grund ihres wenig vernünftigen Verfahrens läßt ſich nicht denken, ſobald man das Wort: Preußen ſoll in Deutſchland aufgehen — für baare Münze annimmt. Während meiner Anweſenheit in Frankfurt erzählte man viel von der Volksverſammlung, die von den demokratiſchen Vereinen Rheinheſſens, an deren Spitze Zitz ſteht, auf dem Kranichſtein bei Darmſtadt am 23. Juli abgehalten wurde. Von unparteiiſchen Augenzeugen habe ich darüber mancherlei vernommen, was gerade nicht in's weitere Publikum gelangt iſt. Die rheiniſchen Demokraten hatten die Reſidenz Darmſtadt mit Fleiß zu ihrem Verſammlungsort gewählt; ſie hofften die dortigen Bürger davon zu überzeugen, daß ihre Macht nicht ſo klein ſei, als ſie der edle Sänger Dräxler-Manfred, l'homme entretenu einer Schauſpielerin, in der von ihr redigirten Darmſtädter Zeitung

darzuſtellen beliebte; ſie wollten den Reſidenzlern zeigen, daß ſie keineswegs ſämmtlich Sanscülotten ſeien; ſie bezweckten endlich eine Annäherung und Verſchmelzung und gedachten dadurch zugleich dem kleinen demokratiſchen Vereine in Darmſtadt unter die Arme zu greifen. Alles das mislang. Als gegen 9000 rheinheſſiſche Demokraten in die Reſidenz einzogen, da verwunderten ſich die Pflaſterſteine, welche vor Langeweile melancholiſch ausſehen, und das Gras, welches hoffnungsfreudig zwiſchen denſelben emporwächſt, war entzückt, nun den Verwurf von ſich abwerfen zu können, es ſei das einzige Weſen, welches in Darmſtadt nicht getreten werde. Die großherzoglich heſſiſche Reſidenz iſt diejenige Stadt, wo das Philiſterthum in reinſter Blüte gedeiht. Wenn dort ein luſtiger Junge Abends ein Mädchen küßt, ſo weiß es am nächſten Morgen die ganze Stadt, am Nachmittag hat er ſie entführt, am Abend darauf iſt eine ganze Mordgeſchichte daraus geworden. Man kann ſich denken, wie der ehrſame Bürger und Beamte dem Einzug der rheiniſchen Hunnen entgegenſah. Gold, Silber, Obligationen, glücklicherweiſe beſitzt Darmſtadt von dieſen Objecten nicht viel, waren vergraben, alle roſtigen Gewehre und Waffen gerüſtet worden — der „Boaja" war bereit, fürs „Vaddaland" zu ſterben. Jedoch die Demokraten plünderten nicht, mordeten nicht, ſondern zogen ganz gemüthlich durch die Stadt in den grünen Buchenwald. Aber hier erwartete ſie der conſtitutionelle Verein der Reſidenz, der durch Werbungen aller Art gegen

5000 wehrfähige Männer und Buben zusammengebracht hatte. Als Zitz die Rednerbühne besteigen wollte, erhoben diese ein furchtbares Geheul, ein wilder Andrang entstand, die Tribüne ward zerstört, 14000 Eichenknittel bewegten sich, ein wunderbarer Anblick, gleichzeitig in der Luft, und hier und da fiel einer derselben nieder und veranlaßte Wuthrufe und Handgemenge. Die Demokraten, obgleich die Mehrzahl, hielten sich vollkommen in der Defensive, die Residenzler behaupteten daher das Schlachtfeld, verdrängten jene und stimmten Siegeshymnen an. Ihre Führer waren natürlich nur verkappte Hofschranzen und ähnliches Gesindel — als besonders thätiger Schürer gerirte sich ein Schauspieler, ein alter Routinier ohne Kunst und Verstand, der mit einer Falstaffsfigur noch gern den Egmont spielt. Die Häupter der Demokraten benahmen sich, der Wahrheit die Ehre, ausgezeichnet, und nur der Energie und Besonnenheit ihres Präsidenten Zitz ist es zuzuschreiben, daß nicht ein Blutbad entstand. Als die Rheinhessen im Zorn über die unwürdige Begegnung und im Bewußtsein ihrer Stärke über die Darmstädter herfallen wollten, da gelang es Zitz allein durch den Donner seines Worts die stürmischen Wogen zu beschwichtigen — die Demokraten verhielten sich ruhig, zogen an eine andere Stelle des Waldes und errichteten da eine Rednerbühne. Als Zitz auf dieser stand, fielen zwei Schüsse — alle Rheinhessen sagen mit Bestimmtheit aus, sie hätten ihm gegolten — gewiß ist, daß in dem Reichstagsblatt ein Reisender in einer Annonce, mit Anerbieten

öffentlichen Hervortretens, versicherte, daß er schon den Tag vor jener Versammlung auf dem Wege nach Soden gehört habe, es solle am folgenden Tage in Darmstadt auf Zitz geschossen werden. Die rheinischen Demokraten verließen in schweigendem Ingrimm die Stadt des feilen Knechtssinns, dem Verrath an der Gastfreundschaft fluchend — und wenn jemals das Band zwischen der Rheinprovinz und dem übrigen Großherzogthum ein lockeres gewesen ist, so ist das jetzt der Fall. Und es wird, es wird sicherlich eines Tages zerreißen. — Zitz ist als Redner nicht bedeutend, obgleich er Kraft besitzt und die Begeisterung strebt, sich aus ihm Bahn zu brechen. Es gelingt ihr selten — man bemerkt, daß ein furchtbares Gegengewicht sie daniederhält. Verkannt, mißachtet, falsch verstanden, der niedrigsten Beweggründe angeklagt, kann es nicht anders sein, als daß Zitz nach und nach das Opfer seiner Richtung werden muß. Ihm fehlt der moralische Haltpunkt des Inneren, der die unselige Kleinlichkeit des Lebens vergessen macht und zu einer Höhe und Klarheit des Geistes erhebt, ohne welche nimmermehr ein Mann sich zum Lenker des rollenden Wagens seiner Zeit aufzuwerfen vermag. Vielen Einfluß auf Zitz hat sein junger Freund, Dr. Bamberger aus Mainz, ein Schriftgelehrter von hoher Bildung und tiefem Wissen; zugleich einer der vorzüglichsten, verwegensten Turnkünstler unseres Jahrhunderts. Denn kein anderer Mensch würde es wagen auf so ausnehmend langen und dünnen Beinen einherzu-

gehen wie dies Herr Bamberger mit vieler Geſchicklichkeit thut.

Aber es iſt Zeit, daß ich von meinen verſchiedenartigen Abſchweifungen zurückkehre in die düſtre Halle der Paulskirche. Ich ſuche ein Mitglied der äußerſten Linken, deſſen Bekanntſchaft zu machen gewiß mit mir Jeder begierig iſt, der den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments auch nur oberflächlich folgt. Ich meine Carl Vogt, den Profeſſor aus Gießen, unſtreitig eines der größten Talente unter den Radicalen, beredt, witzig, ſcharfſinnig und logiſch — aber es ſteckt doch noch zu viel Romantik in dieſem jungen Mann. Die Romantik iſt von jeher ſein Unſtern geweſen, ſie hat ihm das Berner Bürgerpatriziat zum Feinde gemacht, ihm Prügel von den Haslithalern zugezogen, hat ihm in Geologie, Meteorologie und Phyſiologie garſtige Streiche geſpielt. Aber ſie hat ihm auch zur Profeſſur verholfen, ſie und ſein hoher Gönner der geheime Profeſſor Freiherr Juſtus von Liebig. Denn Carl Vogt iſt ſeines Zeichens ein Naturforſcher, hat dem Agaſſiz an ſeinem berühmten Werk über die foſſilen Fiſche geholfen, iſt mit ihm und Deſor auf Jungfrau und Schreckhorn geklettert, hat mit beiden im Hôtel Neuchâtelois auf dem Aargletſcher gewohnt, darüber Bücher und Briefe über Phyſiologie bei Cotta geſchrieben — aber Alles blos aus romantiſchem Gelüſte, und in ſeinen ernſthafteſten, trockenſten Abhandlungen guckt unter dem täuſchenden Löwenfell des Gelehrten immer und immer der Eſel der Romantik hervor. Seinem

Protector Liebig iſt Vogt jetzt wohl etwas misliebig geworden, mag aber dafür unter der Gießener Studentenſchaft deſto mehr Anhänger und künftige Zuhörer gewonnen haben. Er ſelbſt iſt mir niemals anders vorgekommen, wie ein flotter Bruder Studio der zum Zeitvertreib einmal den Profeſſor ſpielt. Vogt iſt ein vortrefflicher Geſellſchafter; er hat eine tüchtige Schule gehabt, denn er ſtammt aus einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Familien, die es wohl geben mag. Jeder Deutſche, der in Bern geweſen iſt, kennt das gaſtliche Haus ſeines Vaters; aber ich bedaure Jeden, der ſeine wunderſchöne Schweſter nicht gekannt hat, welche nunmehr auf Trinidad verheirathet iſt. — Neben Carl Vogt zeichnet ſich Ludwig Simon von Trier aus, jedenfalls der vortrefflichſte Redner der äußerſten Linken, ein junger Mann, deſſen edle Perſönlichkeit den angenehmſten Eindruck macht.

Wenn ich prüfenden Blicks die Linke überſchaue und im Geiſte eine Parallele der Haltung, Geſinnungstreue und der geiſtigen Befähigung derſelben mit der Rechten ziehe, ſo fällt mein Endvotum, ganz abgeſehen von meiner politiſchen Farbe, bedeutend günſtiger für die erſtere aus. Ich habe in meinen Skizzen ſchon vorher dieſes Urtheil hin und wieder triftig genug motivirt; ich muß noch hinzufügen, daß ich feſt überzeugt bin, daß alle Mitglieder der Linken nur aus Ueberzeugung, aus klarer, feſter Ueberzeugung auf ihrer Seite ſtehen. Von den Mitgliedern der Rechten glaube ich dies nicht; ich getraue mir eine große Anzahl derſelben nam-

haft zu machen, bei welchen ich die verborgenen Hebel, die das Getriebe ihrer politiſchen Meinung in Bewegung ſetzen, aufzählen könnte. Fürſtengunſt iſt immer noch geſuchtere Waare in Deutſchland, wie Volksgunſt — das macht Alles die Gewohnheit! Erſt wenn wir uns des läſtigen Joches dieſer Tyrannin auch in den Angelegenheiten unſeres öffentlichen Lebens, unſerer Volkswohlfahrt werden glücklich entledigt haben, erſt dann iſt an ein neues, gewaltiges Aufſtreben aller Kräfte mit geſegnetem Erfolg zu glauben. Aber es hat wohl noch eine Weile Zeit bis dahin, nicht wahr, mein hochverehrter Herr Profeſſor von Laſſaulx?

Auch die dritte Wahl iſt beendigt, Herr von Andrian wirklich geſprengt und an ſeiner Stelle Profeſſor von Herrmann aus München zum zweiten Vicepräſidenten erwählt. Ein etwas dünnes Beifallklatſchen begleitet die Verkündigung des Ergebniſſes; der Münchener Profeſſor, eine ausgetrocknete Rococogeſtalt, deren Kopf an jene Allongen-Perückenſtöcke erinnert, die Einem ſo grauenhaft langweilig anſtarren, ſpricht ſeinen Dank für die ihm gewordene Ehre kurz und klanglos aus — und ſomit iſt denn das Triumvirat von Neuem inſtallirt.

Eine auffallende Stille tritt ein. Ein ſehr feiner, kleiner, ſchlanker Mann, faſhionable gekleidet wie ein Lion der Chauſſee d'Antin, ſchwingt ſich auf die Rednerbühne und hält mit auffallend öſtreichiſch breitem Accent einen Sermon über die Heiligkeit und Deutſchheit des ſchleswig-holſtei-

niſchen Kriegs. Das Geflüſter: Schmerling, von Schmerling aus Wien — belehrt mich, daß einer der Reichsminiſter, und zwar derjenige des Innern, es iſt, deſſen ſalbungsreiche Worte in mein Ohr tönen, ohne im mindeſten eine Saite des Herzens oder eine Fiber des Kopfes in Schwingung bringen zu können. Das zuhörende Publikum taufte den Herrn von Schmerling „Sperling", und wahrhaftig, dieſer Sobriquet iſt bezeichnend genug. Das ſchwänzelt, und tänzelt, und zwitſchert und zirpt gerade wie ein Spätzchen, welches ſich auf ſchwankem Aſte wiegt und ſich freut, daß es mit leichter Mühe und gefahrlos Kirſchen naſchen darf. Das Departement des Inneren des Reichsminiſteriums iſt glücklicherweiſe höchſt unwichtig, ſonſt ſähe es ſchlimm aus mit ſeiner Führung. Denn Herr von Schmerling iſt keine Capacität, er iſt blos ein Oeſtreicher, und weil ein Oeſtreicher in das Reichsminiſterium kommen mußte, und weil kein andrer Oeſtreicher von beliebter Farbe zu haben war, wie Herr von Schmerling, ſo wählte man den Oeſtreicher Herrn von Schmerling zum Reichsminiſter und zwar zum tiefſten Kummer des Epigonen Ignaz Kuranda, weiland Redaktor der Grenzboten und Oeſtreichs guter Genius der Politik. Sic itur ad astra! — Bis jetzt iſt überhaupt die Zuſammenſetzung des Reichsminiſteriums eine höchſt curioſe. Da iſt Heckſcher aus Hamburg — ſeit der famoſen Rede, in welcher er in ſeiner Eigenſchaft als Deputirter an den Reichsverweſer ſo maleriſch und plaſtiſch die vielen Schüſſeln zu ſchildern wußte, welche man

im gelobten Lande der Backhändl den Geſandten auftiſchte, hat ihn Jedermann für weit geeigneter zum Koch oder Gaſtwirth gehalten, wie zum Juſtizminiſter des Reichs. Peucker endlich, der Kriegsminiſter, iſt einer von jenen Leuten, aus den kein Menſch recht klug wird, und über deren Hervortreten an's Tageslicht männiglich ſich wundert. Man hat von dieſem Herren früher niemals ein Sterbenswörtchen vernommen — da er fix und fertig als Miniſter dem Haupte des Reichsverweſers entſprang, fragte die ganze Welt: „Peucker? Wer iſt Peucker?“ Und wenn es auch ein gutes Zeichen für den Wandel eines ſchlichten Bürgers iſt, ſobald es keiner Seele einfällt ſeinen Namen in den Mund zu nehmen, ſo iſt das doch ein anderer Caſus, wenn es ſich um einen Reichsminiſter handelt. Natürlich wird man in Folge jener anſcheinend geheimnißvollen Verborgenheit neugierig, erkundigt ſich in Preußen, Peuckers Vaterland, und hört denn da Allerlei, was gerade nicht direct empfehlend klingt. Der Generallieutenant Peucker? Zopf von Anno Zwölf; ſehr unbeliebt im Heer und noch mehr beim Volk; wird ohne Zweifel die Reaction begünſtigen; geſcheuter Mann aber einſeitig gebildet; Kamaſchenknöpfer u. ſ. w. Aber abgeſehen von dem Allem hat Peucker doch auf mich einen ſehr guten Eindruck gemacht. Er betrat nach Schmerling die Tribune und ſprach kräftig, entſchieden und mit markigem überall hin dringendem Organ über den Stand des Krieges mit Dänemark. Er erklärte, dieſer ſeither particuläre Krieg, müſſe und ſolle von nun an in der Wirklich-

keit ein deutſcher, mit dem Gelde des Reichsſchatzes (?) und von den Truppen ſämmtlicher deutſchen Staaten geführt werden. Es ſeien in dieſer Hinſicht ſchon die nöthigen Schritte geſchehen und bald werde eine impoſante deutſche Macht dem winzigen Inſelkönigreich beweiſen, daß etwas faul ſei im Staate Dänemark. Der lebhafteſte Beifall folgte dieſer energiſchen Erklärung, welche hoffen läßt, daß doch endlich einmal der ſchleswig-holſteiniſche Krieg mit derjenigen Entſchiedenheit zu Ende geführt werde, deren Mangel uns Deutſchen ſeither den Engländern, Schweden und Ruſſen gegenüber Schamröthe auf die Wangen hat jagen müſſen. An eine Intervention der beiden letzten Mächte zu Gunſten der Dänen glaube ich nicht.

Nach dieſem Intermezzo begann die Debatte über den Hauptpunct der Tagesordnung, über die deutſche Flagge. O, wer mit homeriſchem Griffel deren ganzen Verlauf getreu zu ſchildern vermöchte, wem es gelänge, ein anſchauliches Bild von dieſer Verhandlung, deren Wichtigkeit Alles übertraf, was noch jemals in einem Parlamente zur Sprache gebracht worden iſt, zu entwerfen! Mir wird es nicht gelingen — meine Feder iſt zu ſchwach, die erſchütternden, welthiſtoriſchen Data der unendlich merkwürdigen Discuſſion wieder zu geben. Denn es handelte ſich um nichts Geringeres, als um folgende Fragen: Soll die Reihenfolge der Farben der deutſchen Flagge ſchwarz, roth, gold oder ſchwarz, gold, roth ſein? Muß der Reichsadler, der in einem beſondern Felde dräuen ſoll, einen Kopf oder zwei Köpfe ha-

•ben? Soll er mit geöffneten Fängen die Flotten aller Meere erschrecken, oder soll er in der einen Kralle ein Bündel Pfeile, in der andern ein Schnupftuch halten? Im ersteren Falle: Soll die Anzahl der Pfeile eine unbestimmte oder bestimmte, etwa nach der Zahl der Bundesstaaten, sein? Im zweiten: Ist ein leinenes Schnupftuch, das unsere Gespinnstindustrie repräsentirt, vorzuziehen, oder ein ostindischer Foulard, der mit Sicherheit darauf hindeutet, daß der Handel mit Ostindien nach Durchstechung der Meerenge von Suez nur noch über Triest gehen, also der deutschen Flotte allein anheimfallen darf? Ferner: Soll dem Adler eine Devise zur gehörigen Legitimation beigegeben werden oder nicht? An diese außerordentlich wichtigen Fragen reihte sich zum Schluß noch das geistreiche Amendement eines Abgeordneten der äußersten Linken: „Es möge die deutsche Flagge, gleich dem Sternenbanner der nordamerikanischen Union, mit achtunddreißig goldnen Sternen geschmückt werden!“ Leider ward dieser verständige Vorschlag von der Versammlung nur als ein Spaß aufgenommen. Dagegen ward über die erstgenannten Puncte mit aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit discutirt, deren ein Deutscher nur fähig ist. Bis in's zwölfte und dreizehnte Jahrhundert ging man zurück und bewies, daß der Reichsadler ursprünglich nur einen Kopf gehabt habe, alle Reichsarchive sind durchstöbert worden, um darzuthun, daß ein Pfeilbündel in der Kralle des deutschen Adlers ganz unstatthaft sei, es regnete Gleichnisse und rhetorische Blumen, und den Correspondenten der

Times begann es ſchon bang um die Herrſchaft der Meere zu werden, als ſie ſich noch zu rechter Zeit darauf beſannen, daß Deutſchland zwar eine Flagge, aber damit noch keine Schiffe erhalten werde. Ein Redner, ich beſinne mich nicht mehr auf ſeinen Namen, ſchien aber die erſtere für das Wichtigere und Nothwendigere, die Schiffe bloß für eine angenehme Beigabe zur glorreichen Flagge zu halten. Denn er ſprach mit allem Aufwand von demoſtheniſcher Kunſt davon, daß heute endlich der große, der erhabene Augenblick erſchienen ſei, von dem an die deutſche Marine nicht mehr ein bloßer Begriff, ein weſenloſer Schemen genannt werden könne; nein, und dabei hob er wie ein Haruſpex die beiden Hände zum Himmel empor, nein, von heute an gewinne die deutſche Flotte den Ankerplatz des Poſitiven, erlange die hohe Bedeutung, welche ſie fürderhin im Weltverkehr zu behaupten berufen ſei. Der begeiſterte Redner fing an, ſich zu geberden wie die Pythia auf dem delphiſchen Stuhl, als viele und laute, ganz unpaſſende und jedenfalls nicht ſchmeichelhafte Zurufe, wie: „Genug! Herunter! Albernes Gewäſch! Saalbaderei! Herunter!“ ihn plötzlich wieder zurück in die nüchterne Wirklichkeit und im Nu von der Tribüne auf ebenen Boden verſetzten. Das hinderte aber gar nicht, daß ein Anderer jene beſtieg, und wo möglich noch langweiliger und mit noch größerem Aufwand an Floskeln perorirte. Für den zweiköpfigen Adler und die offenen Fänge ſprach am eindringlichſten und wärmſten Se. Durchlaucht, der Fürſt Felix Lichnowsky aus Schleſien.

Dieſes Mitglied der Rechten iſt allzu intereſſant, als daß ich mir verſagen könnte, es etwas näher zu betrachten. Der Fürſt blickt mit dunklen Augen aus rundem Geſicht ſo keck in die Welt, als wiſſe er, daß dieſelbe ganz allein ſeinetwegen exiſtire, und ſein nach ungariſchem Ritus gedrehter, höchſt ſorgfältig gefärbter Schnurrbart ſcheint atteſtiren zu wollen, daß ein hochberühmter Kriegsheld vor uns ſtehe. Jedermann weiß, daß der Fürſt Lichnowsky ſeiner Zeit dem Don Carlos in Spanien zu Hülfe gezogen iſt, daß ihm das Unglück dieſes frommen, biederen, ungerecht verläſterten Königs, nicht Prätendenten, ſo zu Herzen gegangen iſt, daß er, in Thränen ausbrechend, ihm zu Füßen ſank, als er ihn zum erſten Male erblickte. Alles dies iſt getreulich nachzuleſen in dem Buche, welches der Herr Fürſt Lichnowsky über ſeinen ſpaniſchen Feldzug eigenhändig geſchrieben und zur Deckung ſeiner Reiſekoſten und Verluſte veröffentlicht hat. Ueber letztere kann man auch intereſſante Daten finden in „Atta Troll," einem Gedichte, deſſen Verfaſſer, ein gewiſſer Heinrich Heine, die ſeltſame Laune gehabt hat, den edlen, wohlklingenden Namen des Fürſten Lichnowsky in „Schnapphahnsky" umzutaufen. Der Fürſt iſt eines der letzten Ueberbleibſel des mittelalterlichen Inſtituts der adelichen Landsknechte, welches leider von der unreifen Neuzeit oft genug verkannt und geſchmäht worden iſt. Aber er iſt ſeinem Beruf untreu geworden, ſeitdem er berufen wurde, um mit Andern des engeren und des weiteren Vaterlands Wohl zu berathen, und aus dieſem Grunde ließ er ſeinen Waffenbruder,

den Fürſten Schwarzenberg, allein in den Sonderbundskrieg ziehen. Natürlich iſt es einzig nur ſeiner Abweſenheit zuzuſchreiben geweſen, daß die gute und gerechte Sache der menſchenfreundlichen Jeſuiten damals ſo ſchmählich unterlegen iſt. Von den mannlichen Thaten, fürſtlichen Fahrten und adeligen Abenteuern des edlen Paladin's Lichnowsky weiß beſonders die Chronique scandaleuse von Paris außerordentlich viel zu erzählen. Dieſe bringt ihn, gewiß mit Unrecht, in beſonders nahe Verbindung mit der fünfundfünfzigjährigen Maitreſſe des ſeligen Fürſten Talleyrand, welche durch treue Pflege des letzteren ſich eine Rente, die manche deutſche Civilliſte übertraf, zu erwerben gewußt hatte. Die ehrwürdige Matrone ſchloß mit dem ritterlichen Fürſtenjüngling einen zärtlichen Freundſchaftsbund, welcher leider durch den Bankerrott eines großen Handelshauſes plötzlich unterbrochen worden ſein ſoll. Tugend findet immer ihren Lohn, und da ein Held den werthen Roſenkranz der Dame ſicher erringt, wenn er nur beharrlich darum ficht und darnach jagt, ſo hat denn endlich auch Fürſt Felix Lichnowsky der Tugend Lohn und die volle Roſe gefunden, deren Duft ihm den Abend eines ſchönen Lebens verſüßen ſoll. Er iſt der glückliche Bräutigam der Wittwe des Kurfürſten von Heſſen, ehemals Fräulein von Berlepſch, geworden, einer Dame, welche neben verſchiedenen Vorzügen des Geiſtes und Herzens den großen einer Million beſitzt. Dieſe Million hat ihr verſtorbener Gemahl ihr vermacht, der bekanntlich ein unermeßliches Privatvermögen beſaß, deſſen

Grundstock die Summen gebildet haben, welche dermaleinst das kriegerische England für den Verkauf hessischer Landeskinder nach Amerika bezahlte. Schade, daß der ehrliche Seume nicht mehr lebt, um sehen zu können, wie jene Gelder heutzutage noch Segen bringen! Die Ehe des Fürsten wird Niemand mehr bedauern, wie die Frankfurter Oberpostamtszeitung, für welche er seither leitende Artikel geschrieben hat, characteristisch genug für Beide! Was indessen aus der Tochter der schwarzen Mumma werden, und ob die Uhr im Leihhaus zu Pampeluna ausgelöst wird, da jetzt die Kriegskasse bald mehr als zweiundzwanzig Silbergroschen beträgt, darüber vermochte ich mir keinen authentischen Nachweis zu verschaffen. Fürst Lichnowsky sitzt im Reichstag dicht an der äußersten Rechten, die ihn auch als einen ihrer besten Vorkämpfer zu betrachten gewohnt ist. Er ist der aristokratische Pagliazzo, zu deutsch: Hanswurst, welcher durch triviale Späße, vornehme Geringschätzung und Volubilität sich den Anschein des Talentes zu geben gewußt hat, darunter aber nichts verbirgt, als taube Nüsse und zerbrochene Eierschalen. Von Logik, Würde, Gehalt seiner Rede keine Spur — oft stockt er, weiß aber durch ein sonderbares Schlucken und Gaumenwürgen eine physische Unterbrechung zu affectiren und mittlerweile den dünnen Gedankenfaden wieder zu finden. Wahrhaft beleidigend ist die tänzermäßige Ungenirtheit, mit welcher er auf die Tribüne springt, das wegwerfend vornehme Air, womit er der Versammlung zu imponiren, seinen Feinden Geringschätzung zu

erkennen zu geben bemüht iſt. Bei den letzteren ſcheint er in dieſer Hinſicht wenig auszurichten. Lichnowsky's parlamentariſcher Todfeind iſt Carl Vogt. Kaum hat dieſer den Fuß von der Tribüne geſetzt, ſo ſpringt der Fürſt ſchon wie ein Raſender hinauf und ſucht ihn zu bekämpfen, zu vernichten, ſeinen Staub in die Winde zu ſtreuen. Lange Zeit zerbrach man ſich den Kopf über die Urſache dieſer ſpeciellen Erbitterung, welche ſogar den Parteihaß überſtieg, bis endlich der Fürſt in einer ſchwachen Stunde weinend bekannt haben ſoll, er könne nicht ruhig ſchlafen, ſo lange er wiſſe, daß ein Menſch mit ihm in demſelben Raum ſich befände, deſſen Talent von dem Publikum höher geſchätzt werde, als das ſeinige. Der größte Freund ſeiner Durchlaucht des Fürſten Lichnowsky iſt der Geheimberath Herr von Bally. Es iſt rührend, die pudeltreue Anhänglichkeit des Letzteren für Erſteren zu beobachten. Sobald der Fürſt ſich mit akrobatiſchem Satz auf die Rednerbühne geſchwungen hat, beginnt ein ſüßes Lächeln der Befriedigung und Andacht ſich über die ſchwammige Phyſiognomie des Herrn von Bally zu breiten. Nach jeder Periode, die ſein Damon geſprochen, neigt ſich der Pythias zu ſeinem Nachbar, Herrn von Radowitz, und flüſtert dieſem zu: „Ausgezeichnet! Himmliſch! Jetzt gibt er's ihnen wieder! Göttlich! Unübertrefflich!“ Dieſe überſchwenglichen Freundſchaftsäußerungen dauern ſo lange, bis Herr von Radowitz endlich, deren müde, langſam das Haupt wendet und mit dem vernichtenden Blick geiſtiger Superiorität den läſtigen Paraſiten neben ihm eine Secunde lang

betrachtet, gleichſam als wolle er fragen: „Was berechtigt Sie zu glauben, ich wolle mich jemals mit Ihnen gemein machen?“ Dann ſinkt der ſchleſiſche Geheimerath erſchreckt zuſammen, macht ſich ſo klein als möglich, heftet den Blick ſcheu auf den Boden und bleibt ſo lange ſtumm, bis ihm das Herz von der Bewunderung des Freundes wieder ſo voll iſt, daß es über die Zunge läuft, und das Spiel von Neuem beginnt. Er tröſtet ſich gern über die Kälte ſeines Nebenmannes, wenn gegen zwölf Uhr der Fürſt Lichnowsky ihm mit der Reitpeitſche winkt und ihn mitnimmt, zum Wein, zu Mädchen, Ballettänzerinnen, was weiß ich, wohin.

Herr von Radowitz iſt das Haupt der äußerſten Rechten, und wenn ein Mitglied der Verſammlung durch hervorragende Eigenſchaften befähigt iſt, Führer einer Partei zu ſein, ſo iſt er es. Radowitz iſt der geſcheuteſte, nicht der gebildetſte oder gelehrteſte Mann des Reichstags. Geiſt, Scharfſinn und durchdringender Verſtand blitzen aus ſeinen dunklen Augen unter den ergrauten Brauen mit ſeltnem Feuer hervor; ſein herrlich gebildeter Kopf mit breitem Schädel, hoher Stirn, feiner Adlernaſe und ſcharfgeſchnittenen Lippen hat etwas Durchgeiſtigtes, welches jeden Blick an ſeine Züge feſſeln muß. Ich habe ihn nie geſehen gehabt und doch auf der Stelle erkannt. Seine unterſetzte Geſtalt hält ſich ſtraff und ſtramm, wie es dem Soldaten ziemt, und es iſt höchſt ſchwierig, ſein Alter annähernd zu ſchätzen; man kann ihn eben ſo gut für einen Vierziger, wie für einen Sechziger halten. Das oratoriſche Talent des

Herrn von Radowitz ist weniger bedeutend dadurch, wie er spricht, als durch das, was er spricht. Seine Logik ist erbarmungslos, wie zischende Schlangen sprühen ihm die Worte vom Munde und wohlgerüstet muß der Feind sein, an dessen Harnisch sie nicht eine klaffende Spalte finden sollten, um ihn auf den Tod zu treffen. Die Achillesferse der äußersten Linken, die sich unbedacht überstürzende Leidenschaftlichkeit ihrer Mitglieder, weiß v. Radowitz vortrefflich zu erspähen und mit den gefiederten Pfeilen seiner kaltblütigen Verstandesschärfe zu verwunden. Ich müßte mich auch sehr täuschen, wenn nicht selbst seine erbittertsten Feinde im Parlament, welchen er so oft Schaden und Niederlagen gebracht hat, seinen glänzenden Eigenschaften im Stillen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließen. Die ruhige Ueberlegenheit dieses merkwürdigen Mannes hält sich ebenso weit entfernt von beleidigender Arroganz wie von kriechender Bescheidenheit; an ihm ist jeder Zoll ein Mann. Radowitz zwingt Bewunderung ab — aber lieben kann man ihn nicht, verehren noch weniger. Ich glaube nicht, daß er immer seine innerste Ueberzeugung vertheidigt, ich halte ihn für ein gutes Stück von einem Jesuiten, und bin dessen gewiß, daß allem seinem Reden und Handeln ein von unsichtbarer Hand vorgezeichneter Plan zu Grunde liegt. Herr von Radowitz ist ein so enragirter Preuße, wie es wenige gibt; er schwärmt für die Dynastie der Hohenzollern, und doch hat diese ihm früher gerade keinen besondern Anlaß zu Dank und Enthusiasmus gegeben; man erzählt, er sei in seiner militärischen

Laufbahn ſogar gefliſſentlich zurückgeſetzt worden. Es liegt ein geheimnißvolles Dunkel über ſeinem Verhältniß zur preußiſchen Regierung, welches die Zeit vielleicht niemals ganz lichten wird. Wundern ſollte es mich aber keineswegs, wenn ich über kurz oder lang Herrn von Radowitz die größten Ehrenſtellen, welche es in einem Staate gibt, bekleiden ſähe. Wenn er wirklich den Ehrgeiz beſitzt, dieſelben erringen zu wollen, ſo hat er mit ſeltner Schlauheit und Beharrlichkeit den kürzeſten und ſicherſten Weg zu ſeinem Ziele eingeſchlagen, vorausgeſetzt, daß kein neuer Märzſchauer die jetzige Geſtalt des politiſchen Himmels ändert. Er iſt einer jener ſeltenen Männer, von welchen man mit Beſtimmtheit ſagen kann: Sie erreichen, was ſie wollen. — Etwas auffallend iſt mir die freundſchaftliche Beziehung geweſen, in welcher Herr von Radowitz zu mehreren Journaliſten zu ſtehen ſcheint, und die ſicherlich ihren guten Grund hat. Ich ſtand zufällig gerade hinter einem der Herren Berichterſtatter, und konnte, da ich vortreffliche Augen habe, recht bequem über deſſen Achſel ſeine Berichte leſen, die er während der Verhandlungen ſelber fix und fertig auf das Papier warf. Ich hatte mir das Berichterſtatten ſchwieriger gedacht, als es in der That nach Weiſe der Herren Journaliſten iſt, ich glaubte, ein gewiſſenhafter Correſpondent müſſe aufmerkſam zuhören, ſcharf beobachten, höchſtens hier und da eine Bemerkung aufzeichnen, und dann nach Schluß der Verhandlungen aus ſeinem Gedächtniß ein vollſtändiges Bild derſelben entwerfen. Dem iſt nicht ſo; es genügt, wie ich bemerkt habe,

nach Willkühr einzelne Aeußerungen der Redner aufzufangen, niederzuſchreiben, nothdürftig zu verbinden, und der Bericht iſt fertig, ſo daß das Tagewerk des Journaliſten auch mit der Sitzung beendet iſt. Ich war früher öfters erſtaunt über den Widerſpruch, in welchem die Zeitungsartikel zu den ſtenographiſchen Berichten ſtanden, jetzt aber ward mir derſelbe vollkommen erklärlich. — In dem Bericht des vor mir ſitzenden Journaliſten konnte ich deutlich folgende Stelle leſen: „v. Radowitz vertheidigt die Meinung des Ausſchuſſes mit gewohnter Gründlichkeit und Beredtſamkeit.“ Als Herr von Radowitz aber dem Journaliſten ein Paket Zeitungen reichte und ein Paar freundliche Worte zu ihm ſprach, ward jener Paſſus durchgeſtrichen und an deſſen Stelle geſetzt: „Der geiſtreiche Herr v. Radowitz wußte mit ſchlagender Beredtſamkeit die Meinung des Ausſchuſſes ſiegreich zu vertreten.“ Als der ſo avancirte Redner ſpäter von Neuem zu dem Berichterſtatter trat, dieſem die Hand gab, und ihn zu ſich einlud, da genügte auch jene Aenderung nicht mehr, von Neuem verbeſſert und vermehrt, lautete endlich der Satz in letzter Ausgabe: „Der geiſtreiche v. Radowitz, deſſen ſchlagende Beredtſamkeit und ſcharfe Logik ſo oft ſchon dem nichtswürdigen Getriebe einer gewiſſen Partei des Reichstags, wir wollen ſie nicht näher bezeichnen, einen kräftigen Damm entgegengeſetzt hat, wußte auch in dieſer Frage durch kauſtiſche Kürze und unwiderſtehliche Gründe ſeiner beſſeren Meinung, wie immer, einen glänzenden Sieg zu verſchaffen.“ Es iſt eine lang bekannte Sache, daß die Freundſchaft eines

Journaliſten einem öffentlichen Charakter heutzutage faſt unentbehrlich iſt; ich kenne aber dennoch viele Männer, deren Namen im ganzen Volk den lauterſten Klang haben, welche niemals um die Gunſt feiler Zeitungsſchreiber gebuhlt haben.

Das Votum des Ausſchuſſes über die deutſche Flagge, welches von Radowitz zu begründen ſuchte, ward mit einer kleinen Abänderung durch die Abſtimmung ſo genehmigt, daß die Flagge die bisherige Reihenfolge der Farben beibehalten, der Adler einen Kopf und offene Fänge haben ſolle. Damit war zur herzlichen Freude von ganz Deutſchland dieſe überaus wichtige Angelegenheit gründlich erledigt, und ſomit können wir vorerſt über die Zukunft der deutſchen Flotte vollkommen beruhigt ſein. Der ſchließliche Antrag eines Mitglieds der Linken „der erſte deutſche Capitän, welcher ein feindliches Kriegsſchiff von 20 Kanonen nähme, ſolle eine Nationalbelohnung von 50,000 Thalern erhalten und das nächſterbaute deutſche Orlogſchiff ſeinen Namen tragen“ bot zwar in Ausſicht wieder eine neue kräftige Garantie für das raſche Emporblühen der deutſchen Marine, wurde aber unter unerklärlicher, allgemeiner Heiterkeit ad acta gelegt.

Die Sitzung ward geſchloſſen; ein Tag des Reichstags war zu Ende.

Andre Bilder bringt Euch vielleicht „ein zweiter Tag in der Paulskirche.“

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Ein Tag

in der Paulskirche.

Ein Tag
in der Paulskirche.

Skizzen und Porträt's

aus dem Reichstag in Frankfurt am Main.

Von

Friedrich Hart.

Amicus Plato, sed magis amica Veritas.

II.

Leipzig
Verlag von Otto Spamer.
1848.

An E.

Ihnen, verehrte Freundin, widme ich dieſes zweite Heft. Sie wiſſen, wie das erſte entſtanden iſt: Hingeworfen in dem heiteren Uebermuth, der wie ein ſpringender Quell nach vielen trüben und ſchweren Regentagen ſich Bahn gebrochen hat in's Sonnenlicht. Sie haben es mit freundlicher Theilnahme geleſen und ſind ebenſo empfänglich für ſeine guten Seiten, wie nachſichtig gegen ſeine vielen Fehler und Auswüchſe geweſen, vielleicht eben nur darum, weil Sie die Geſchichte ſeines Werdens kannten. Zaghafter reiche ich Ihnen jetzt das andre Büchlein. Die guten Stunden ſind ſeltener bei mir geworden, und ich habe keine anderen Entſchuldigungen dafür, als die, daß ich ſo fern von Ihnen ſein muß, daß ſeither die Wolken ſich wieder tiefer geſenkt haben und ich der Ball des Schickſals geweſen

bin. Sie kennen die Ereigniſſe, welche ich miterlebt habe, aus Andrer und aus meinem Munde, Sie wiſſen zugleich, daß meine Anſichten darüber gar Manche haben irre an mir werden laſſen. Sie, liebe Freundin, nicht — ich danke Ihnen dafür, und lege zum Beweis, daß ich mir ſelber treu geblieben bin, dies Heft in Ihre ſchönen weißen Hände. Blättern Sie darin, wenn einmal die Melancholie an die Thüre des traulichen Zimmerchens zu pochen wagt, in welchem bisher nur der gute Geiſt des Frohſinns waltete. Wenn Sie dann, vielleicht emporgeriſſen aus trüber Stimmung, lächelnd das Köpfchen ſchütteln, mir mit dem Finger drohen und doch nicht zürnen, dann iſt eine Hälfte des Zwecks meiner Skizzen erreicht.

F. H.

Diesmal führe ich Euch nicht in die Paulskirche ſelber; in ihr hämmern die Steinmetzen und klopfen die Maurer und machen faſt ebenſoviel Lärm in der weiten Rotunde, wie ehedem der deutſche Reichstag. Ihn hat des Winters Froſt aus dem gewohnten Locale getrieben, er hält ſeine Sitzungen jetzt in der deutſchen-reformirten Kirche, zwar nur proviſoriſch, aber doch ſo lange, bis die Paulskirche wie jene heizbar gemacht worden iſt, was, allem Anſchein nach, bis zum Mai des Jahres 1849 glücklich gelungen ſein wird. Es iſt alſo nicht ſo recht eigentlich ein Tag in der Paulskirche, deſſen Bild die leichten Umriſſe meines ſpielenden Griffels vor Euren Blicken aufſtellen ſollen, aber es iſt doch ein Tag in dem berühmten erſten deutſchen Parlament. Und da man längſt die Schale für den Kern, das Haus für die Verſammlung zu nennen gewohnt iſt, ſo mögen die loſen Skizzen des zweiten Heftes unter ihrem alten Titel in die Welt gehen — hoffentlich finden ſie überall alte Freunde!

Alſo in die deutſche reformirte Kirche! Das iſt kein ſchon von Außen imponirendes, mächtiges Gebäude, wie

St. Pauli Dom, ſondern ein unſchicklich häßliches Haus, das ſo zwiſchen ſeine Nachbarn eingeklemmt iſt, als müſſe ihm, trotz ſeiner wunderbaren Fenſtermenge, in jedem Moment der Athem ausgehen. Heute iſt der 14te November 1848; auf der Tagesordnung ſteht: „Bericht des Ausſchuſſes über den Conflict der Königlich Preußiſchen Regierung und der Nationalverſammlung in Berlin.“ Was Wunder, wenn eine neugierige Menge mit beharrlicherem Andrang, als gewöhnlich, die Pforten des Heiligthums belagert! Aber mit wahrhaft olympiſcher Ruhe ſtehen droben auf den Stufen des ſchmalen Eingangs die Hüter des Tempels. Ich wette darauf, es ſind Sachſenhäuſer; kein anderer Menſchenſchlag vermag eine ähnliche Artigkeit und Sitte zu entfalten. „Wo iſt Ihre Karte? Sie haben keine? Zurück —!“ Und eine kräftige Fauſt bohrt ſich mit repulſiver Kraft von vier Pferden in die Rippen des Unglücklichen, deſſen Neugierde oder politiſcher Eifer groß genug war, dem einköpfigen Cerberus zu trotzen. Ach, auch ich hatte keine Karte, aber dennoch verſuchte ich das Wageſtück. Schon war die furchtbare Fauſt gegen meine Bruſt erhoben — da fiel der Blick des Unerbittlichen auf eine Mappe, welche ich zufällig unter'm Arme trug. Wie ausgegoſſenes Oel die ſtürmiſchen Meereswogen, ſo glättete dieſer Anblick die zornigen Falten im rothen Geſicht des Thürſtehers: „Ah — Sie ſind Journaliſt — bitte um Verzeihung — treten Sie ein.“ Halb betäubt von dem unerwarteten Glück ſprang ich die Stiegen hinauf, ein zweiter Portier öffnete der Mappe

die Thüre und ich war auf der Emporbühne der Kirche, welche den Zuhörern eingeräumt iſt. Die vorderen, beſten Plätze derſelben nehmen die Journaliſten ein. „Welche Nummer haben Sie?“ frug ein dritter Tempelhüter. Ein raſcher Blick hatte mich ſchon au fait geſetzt, mir einen leeren Platz gezeigt. „Nro. Fünf,“ entgegnete ich mit Feſtigkeit, und „Platz, Platz für den Herrn!“ rief der gewiſſenhafte Diener, indem er mir eine Gaſſe zu dem Sitz der Unſterblichen oder beſſer, der Unſterblichmacher eröffnete.

Das Innere des proviſoriſchen Verſammlungsortes hält keinen Vergleich mit dem der Paulskirche aus. Ein hoher, viereckiger Saal mit ſchlechter Akuſtik, oben eine Galerie, unten dunkle Seitenlogen, an der Stelle der Kanzel die dreifarbig verzierte Tribüne des Präſidiums, die mächtige Orgel durch grüne Vorhänge dem Blick der Profanen entzogen — kurz eine proteſtantiſche Kirche in aller ihrer unäſthetiſchen Nüchternheit. Man fühlt ſich unwohl in einem ſolchen Gebäude, es mag benutzt werden, wie es wolle; welch' eine ſchaudervolle Lage muß es ſein, hier den ſtundenlangen Sermon eines Frankfurter Paſtors mit anhören zu müſſen! Die Sitzung iſt noch nicht eröffnet, obgleich es ſchon halb zehn Uhr iſt, ſchicken wir daher einſtweilen unſere Augen auf Reiſen im obern Raum. Die Damengalerie, welche dem Präſidium gerade gegenüber ſich befindet, iſt zwar gedrängt voll, aber der bekannte Fluch, der auf den Frauen und Mädchen der alten Reichsſtadt laſtet, tritt dem Fremden hier allzu deutlich entgegen, als

daß ſeine Blicke lange gefeſſelt würden. Leicht zu unterſcheiden ſind von allen Uebrigen die Frauen der Abgeordneten. Sie ſitzen mit ſolcher Würde und ſo hohem Selbſtbewußtſein auf den harten Bänken, ihre Augen leuchten ſo glänzend, wenn einmal der Mann ihrer Wahl genannt wird oder gar ein Paar Worte ſpricht, daß ſie nicht zu verkennen ſind. Das iſt gut, es bewirkt, daß mancher Vorſchnelle ſich in Acht nimmt und es lieber vorzieht, zu ſchweigen, als durch eine raſche Kritik ein Mitglied des ſchönen Geſchlechts zu beleidigen, und die Ehrfurcht vor dem deutſchen Reichstag indirect zu vergeſſen. Dies begegnet aber doch manchmal auch dem Beſten, ſogar den Bedienſteten. Als bei Gelegenheit der Amneſtiefrage die Galerien geräumt werden mußten, da blieb in ſtolzem Selbſtgefühl nur eine Dame ſitzen, die Gemahlin des ehrenwerthen Mitglieds von Oberndorf. Der Diener ermahnte ſie, dem Befehl des Präſidenten Folge zu leiſten, ſie aber rief mit ſchwäbelndem Ton und lauter Entrüſtung: Ich kann und werde bleiben, ich gehöre zu den Abgeordneten! Da aber das Dazugehören nicht für hinreichend befunden ward, mußte die Arme dennoch weichen. — Viele Damen der haute volée beſuchen nicht mehr das Parlament — ach, es hat ſich Vieles geändert, ſeit unſerem letzten Beſuch. Gräfin Bergen und Frau von Bethmann finden nicht mehr auf ihren Plätzen, auf der Orgelgalerie die zierlichen Blumenbouquets, welche einſt der grobe Bayer unter die Bänke warf; die „ſchönſten Männer der Verſammlung“ ſind in's

Weite gegangen, und die Nachfrage nach erſten und zweiten Liebhabern iſt in's Stocken gerathen. Dagegen lorgnettirt zum Erſatz die Ariſtokratie von ehedem, die ſich jetzt nicht mehr ſcheuen darf, ſich unter das „Volk" der Zuhörer zu mengen, die „ſchweren" Banquierstöchter; dort ſehe ich zwei Prinzen, die ſich dieſer angenehmen Beſchäftigung unterziehen, der eine, Hohenlohe, iſt Präſident des Vereins zum Schutze der Arbeit, alſo doch noch etwas, der andre, nicht mehr und nicht weniger als ein mit 22 Jahren penſionirter Major aus der lieblichen Stadt Darmſtadt.

Heinrich von Gagern's imponirende Geſtalt ſteht immer noch feſt und unverrückt am Steuerruder, aber er iſt nicht mehr der alte Pilot, deß' klares Auge ſich nicht von dem leitenden Polarſtern wandte. Er hat ſeine Ruhe verloren — er iſt zu warm und zu geſcheut, um immer ruhig bleiben zu können, er vergißt, daß ein Präſident Alles, nur kein Herz und kein Blut haben muß. Daher lauert ihm ſchon ſein Gehülfe, der Königsberger Simſon, der an des Reichsmundſchenken Soiron Stelle ſitzt, längſt auf den Dienſt. Simſon iſt ein tüchtiger Präſident, dieſem Amt in jeder Beziehung gewachſen, allein ihm fehlt des „Edlen" Perſönlichkeit und Vergangenheit, ihm fehlt der purpurne Nimbus, der Gagern's Stirn' umgibt. Wenn der Letztere eines Tages, ſatt der Hoheit und müde von der Wucht des Scepters, d. h. der Schelle, herabſteigen ſollte von ſeinem Throne, ſo wird Simſon wohl denſelben einnehmen, aber die Philiſter werden über ihn kommen und

werden ihm das Räthſel aufgeben: Wie geht Speiſe aus von dem Starken und von dem Freſſer Süßigkeit? Er wird es nicht rathen wollen, und dann werden ſie ihm in ihrer altbekannten Phraſeologie vom todten Löwen und dem Honig ſeiner Worte erzählen. Simſon iſt ein unterſetzter Mann, mit dunklen, ſprechenden Augen, krauſem, ſchwarzem Haupthaar und Bart; ſeine Phyſiognomie kann das Gepräge ſeiner Abſtammung nicht verleugnen. Der dritte Mann am Präſidententiſch iſt Gabriel Rieſſer aus Hamburg, und ſo trifft es ſich denn ſonderbarer Weiſe, daß rechts und links von dem chriſtlichen Held Gagern Convertiten ſitzen. Wer hat ſchon einen lebendigen Buſchmann geſehen? Rieſſer iſt ein weißer Buſchmann, denke man ihn ſchwarz gefärbt, und er könnte ſich in jeder Menagerie als veritables Gewächs der Kaffernküſte produziren. Sein ungeheurer Kopf, der faſt ohne Hals auf einem walzenförmigen Rumpfe thront, ſtrahlt von Fett und Laune; wenn er lacht, dann zittert das ſtattliche Doppelkinn wie Gallerte, und die Aeuglein werden ſo klein, daß ſie an dem Vorgebirg der ſtumpfen Naſe geſcheitert und verſunken zu ſein ſcheinen. Und das Haar — hellblond, jedes einzelne gewellt wie Merinowolle, emporgeſträubt, wie im Entſetzen über das eigene wucheriſche Wachsthum — bedeckt es gleich einem undurchdringlichen Urwald das runde Schädelgebirg. Aber dieſes Gebirg iſt der Horſt der ſcharfen Gedankenaare, und was an Rieſſers äußerer Erſcheinung befremdlich ſein mag, ſein Inneres iſt tüchtig und gut, er iſt ein ganzer

Mann, ein Mann durch und durch. Es ist ziemlich lange her, daß ich ihn in Hamburg kennen lernte. Damals schon hatte er einen großen Namen, er war, nächst Börne, der wackerste Vorkämpfer für die Emancipation der Juden. Die Seele des Kreises, in welchem ich ihn zu jener Zeit sah, war der jüdische Arzt Steinheim in Altona, ein vortrefflicher Mann, der als Schriftsteller ein gleiches Ziel mit seinem Freunde Rieſſer verfolgte; seine Frau, ein sehr verständiges Weib, Dr. Assing und dessen Gattin Rosa Maria, Varnhagens Schwester, ihre Töchter Ludmilla und Ottilie, endlich Gutzkow, seine Frau und noch mehre jüngere Leute bildeten einen Verein, in welchem ich herrliche Stunden verlebt habe. Rieſſer, zuweilen etwas träumerisch, war ein höchst liebenswürdiger und geistreicher Gesellschafter, konnte aber, wenn er auf sein Lieblingsthema gekommen war, Unterbrechung und Abwechselung nicht mehr vertragen und ward leicht hitzig und übellaunig, wenn man ihm opponirte. Letzteren Fehler hat er heute noch nicht abgelegt, seine Subjectivität stellt sich niemals in den parlamentarischen Hintergrund und sein Eifer wird nicht selten persönlich und beleidigend. Bei alledem hat er stets das Herz auf dem rechten Fleck gehabt und ist nie ein Haar breit vom Pfade seiner Ueberzeugung abgewichen. Seines Gleichen gibt's Wenige.

Das tönende Erz des Präsidenten gebietet der mittlerweile ziemlich vollzählig gewordenen Versammlung Schweigen, aber nur für einige Augenblicke, da die Protokoll-

verleſung ſogleich wieder das Signal zu rückſichtsloſem Geplauder gibt. Erſt als jene zu Ende gebracht iſt und die beliebten Interpellationen beginnen, werden die Herren Abgeordneten ein Bischen ruhiger und aufmerkſamer. Armes Reichsminiſterium, du knochenloſes Mollusk, deſſen abgeſchnittene Glieder unter dem Meſſer nachwachſen, du, deſſen verantwortliche Thaten bisher ſämmtlich unverantwortlich geweſen ſind, wie bedaure ich dich und die deinen! Es iſt hart, mir nichts, dir nichts auf jede dreiſte Frage Antwort geben zu müſſen, täglich, wie unzählige Damoklesſchwerter, furchtbare Interpellationen über ſich ſchweben zu ſehen. Du ſollſt Rechenſchaft ablegen über den Sinn der Note, die dein Geſandter in der Schweiz von der Eidgenoſſenſchaft erhalten hat, ſollſt die öſtreichiſch-italieniſche Kriegsfrage löſen, nicht erlauben, daß deutſches Geld zur Unterjochung eines nicht deutſchen Landes beitrage, ſollſt die Wiener Studenten nicht ausweiſen und unter's Militär ſtecken laſſen, kurz, du ſollſt Alles thun, was die Herren Fetzer, Simon aus Trier, Giskra u. ſ. w. verlangen, und das V. R. W. Aber du kannſt nicht Allen willfahren — du weißt ſelbſt am Beſten, daß du aus ſchwachen und hinfälligen Menſchen zuſammengeſetzt biſt. Doch einerlei; geantwortet muß werden, und Herr von Schmerling wird antworten. Wann! Halt' einmal: Morgen Diner bei Bethmann, übermorgen Frühſtück bei Schöff Souchay, den folgenden Tag Fete bei Rothſchild, dann zwei Tage keine Sitzung —: Herr von Schmerling wird auf die ge-

ſtellten Interpellationen am 19. oder 20. antworten. Bis dorthin kann man ſich beſinnen; viel Waſſer läuft in fünf Tagen den Rhein hinab und die Weltgeſchichte iſt bis dahin vielleicht in ein neues Stadium getreten.

Der Interpellant par excellençe, der Interpellant ex professo, der unvermeidliche Interpellant iſt Herr Dr. (?) Carl Giskra aus Mähriſch-Trübau. Ein Mann, geeignet, ſtarke Naturen unter die Erde zu bringen. Er erwägt immer — „in Erwägung," mit dieſem Stich- und Kraftwort ſchlägt er ſich durch's Leben und durch den Reichstag. In Erwägung, daß er ein Oeſterreicher, in Erwägung, daß ſeine politiſche Bildung nicht weit her iſt, in Erwägung, daß es in ſeinem Kopf etwas confus ausſieht, — iſt es ein Leichtes, zu erwägen, daß ſeine Erwägungen nicht ſchwer in die Wagſchaale fallen. Giskra iſt ein Mitglied des ungeheuer großen Vereins von Männern, die ſich ſelber am Liebſten reden hören. Doch will ich damit nicht ſagen, daß ſein Auftreten ſtörend, zudringlich erſcheine, nein, es iſt blos langweilig, ſehr langweilig. Im Anfang hat Giskra Glück gemacht. Sein jugendliches, ehrliches, hellblondes Geſicht, ſeine hübſche und ſchlanke Geſtalt, markiges, nicht unangenehmes Organ ließen den weitgedehnten Inhalt ſeiner Reden öfters vergeſſen, aber endlich iſt's man doch auch ſatt geweſen. Worte, Worte, Worte — wie Hamlet, — Wind, wie Mr. Burchell ſagt. Es iſt ſchwer, eine gute Rede zu halten, noch ſchwerer, ein politiſcher Redner zu ſein. Das weiß Herr Jucho aus Frankfurt ſehr wohl. Als er die

Rednerbühne zum erſtenmal beſtieg, ging's ihm, wie dem — Knaben auf dem Eis, er ſtolperte und fiel hinein. Unter dem heiteren Gelächter ſeiner Collegen ſtieg er empor aus der Verſenkung, öffnete den Mund — aber ſiehe da, Worte und Gedanken waren mit ihm gefallen und verloren gegangen. Da reſolvirte er ſich raſch, machte eine Verbeugung, und ſchwenkte wieder ab; der theilnehmende Dank aller Anweſenden begleitete ihn. Aber reden muß man, wenn man die freie Stadt Frankfurt zu vertreten hat und das Renommee auf dem Spiele ſteht. Nachdem man ihn drei Wochen lang tiefſinnig, menſchenſcheu, nur in entlegenen Hainen und geheimen Gemächern erblickt hatte, beſtieg eines Tages Jucho wiederum die Roſtra. Diesmal hielt er eine Rede über die beſte Art, die Paulskirche zu heizen — Europa kennt ihre ſtaunenswerthe Wirkung. Aber der laute geflügelte Ruhm freute den Beſcheidenen nicht ſo ſehr, als die Anerkennung, die er in der „Familie" fand. Da war, als er heimkehrte, die Thüre bekränzt und die Schwelle mit Blumen beſtreut, auf dem Tiſch ſtand ein mächtiger Kuchen und eine gebratene Gans verhüllte wohlmeinend den bereitgehaltenen Lorbeerkranz mit ambroſiſchem Dampf; aber das beſte Geſchenk lag neben dem Teller — ein Paar Hoſenträger. Von dieſem Tage an ſind dem Herrn Dr. Jucho niemals wieder die — Worte gefallen, wenn er pro aris et focis ſprach, von Gedanken nicht einmal zu reden. Auch heute wieder vertritt er kühnlich die Rechte der getreuen Vaterſtadt und erlaubt ſich eine Anfrage hinſichtlich des Be-

richtes über die Quartiergebung für das fremde Militär. Und die ehemalige Excellenz aus Baiern v. Rotenhan, iſt ſogar ſo herablaſſend, ihm Antwort im Namen des Ausſchuſſes zu ertheilen.

Was iſt's, das wie ein finſtrer Schatten durch die Halle fliegt? Sind es die Raben geweſen, die draußen auf des Daches Firſten krächzen? Iſt ein bluttriefendes Geſpenſt am hellen lichten Tag durch das Haus Gottes und des Volkes geſchritten? Fröſtelnder Schauer durchläuft die Reihen aller Anweſenden — was ſteht uns bevor? Eine gräßliche Ahnung ſchlägt mit grauen Vampyrflügeln die Luft und ſaugt uns das Blut aus den verſteinert werdenden Adern. Gagern ſteht auf der Tribüne, zittern wir ſelber oder zittert ſeine Stimme? Seine Züge ſind ernſter, dunkler als jemals — er lieſt einen Brief an den Abgeordneten Bauernſchmidt aus Wien vor: Robert Blum iſt todt! Robert Blum iſt hingerichtet! Robert Blum erſchoſſen auf Befehl des Fürſten Windiſchgrätz! — Die Senſation, welche dieſe Nachricht hervorbrachte, vermag ich kaum zu beſchreiben. Sie traf, wie ein furchtbarer Blitz aus heiterem Himmel — ſtarr, mit gläſernen Augen ſahen Freund und Feind ſich an und der weichliche Schmerz verſchwand vor der ſtählernen Wuth, vor der knirſchenden Rache, vor der Scham und dem Entſetzen über das Unerhörte, das Schimpflichſte! Und wenn gleich die Trauerkunde unverbürgt war, ſo ſchien es doch, als hätten die rothen Wolken, die in ſeltſamen Flügen durch die Himmel

jagten, Jedwedem zugerufen: Es iſt wahr, nur zu wahr! Täuſcht Euch nicht mit leeren Hoffnungen! — Ein zweiter Brief an Wiesner beſtätigte ſpäter das Unglaubliche, viele andre, gleichzeitig eintreffende Privatberichte nicht minder. Da habe ich Frauen, zarte Frauen, die Hände ballen geſehen, und ſie Flüche ausſtoßen gehört über den blutigen Tyrannen, in deſſen eiſerner Fauſt eines der edelſten Leben zu Schanden ging; da habe ich Männer weinen geſehen, wie die Kinder, und Knaben, die mit blitzenden Augen die ſchwache Fauſt auf die Bruſt preßten, und Racheſchwüre murmelten. Hätte ich es nicht längſt gewußt, ich hätte es heute ſehen müſſen, daß Robert Blum der Mann des deutſchen Volkes war. Er war der beſten Deutſchen Einer; er iſt geſtorben feſt und treu, und hat mit ſeinem Blut ſein Leben und Wirken beſiegelt. Beneidenswerther Tod, Tod des Helden für's Vaterland, für die Freiheit! Ein ſolcher Tod verwiſcht alle Fehler, die ein weithingreifendes, öffentliches Leben ſcheinbar oder ſelbſt wirklich den ſpähenden Blicken der Widerſacher bloßſtellt. Aus dem Blute des ungerecht und nutzlos Geſchlachteten wird der Baum der Freiheit und Einheit neu und kräftiger, als jemals erwachſen, aber nicht erſtehen ſoll aus ihm die unheilbringende Saat der Drachenzähne. Verſöhnung! fleht das Opfer, und über dem Grabe reichen erbitterte Feinde ſich die Hand. Robert Blum's Tod iſt kein vergeblicher geweſen, die drei Kugeln die ihn trafen, ſind in die Schale des Volks gefallen, und ſie iſt geſunken und hoch in den Lüften flattert die der finſt-

ren Gewalten vergangener Zeit. Schmach aber und Scham denjenigen, die da noch Steine werfen auf den großen Todten, den sie im Leben gefürchtet haben, dem sie die Schuhriemen aufzulösen, nicht würdig waren. Sie sind gerichtet — aber nicht gerettet! — Auch in der deutschen Nationalversammlung, es schmerzt mich, daß ich es sagen muß, haben Manche Haß und Freude schlecht verhehlen können. Mitten in die allgemeine Erschütterung warf ein Wernher von Nierstein seine banalen Zweifel, und ein Bally nur konnte mit freudigem Händereiben und strahlendem Gesicht erzählen: Wissen Sie's schon? Blum ist todt — der kommt nicht wieder. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. —

Blutig ist die Saat gewesen, welche in der Octoberrevolution Wiens ausgestreut worden ist, blutig mußte die Ernte, blutig die Nachlese sein. Was aber jeden wahren Freund der Freiheit mit dem tiefsten, quälendsten Schmerz erfüllen muß, ist, daß alle Opfer jener entsetzlichen Episode der Geschichte unserer Tage zunächst wenigstens umsonst, und wenn nicht für eine ungerechte, doch für eine muthwillig angefachte Sache gefallen sind. Meine Ueberzeugung steht fest, wie ein Fels: die Octoberrevolution in Wien ist nicht durch die Reaction und die Camarilla, sie ist durch ungarisches Geld und heißblutigen Leichtsinn hervorgerufen worden. Ich weiß, daß, wer dies jetzt auszusprechen wagt, das: Kreuzige! Kreuzige! hören muß, wenn er auch seither auf der Seite des entschiedenen Fortschritts gestanden ist. Aber so oft es auch vorkommt, daß man heutzutage seine

politiſche Anſicht wechſelt, wie die Wäſche, und ſich umwendet, wie einen Handſchuh, ſo tritt man doch dadurch, daß man dem Ausbruch der Revolution in Wien die äußere Berechtigung, die innere Nothwendigkeit abſpricht, noch lange nicht von der Linken zur Rechten, und iſt darum noch kein Apoſtat, weil man die Leiter der Dinge in der Kaiſerſtadt, unmündige Ignoranten genannt hat. — Noch iſt nicht ganz abzuſehen, wohin der Strom der Dinge in dem alten, vermorſchten Staatenbund, deſſen Kitt das Haus Habsburg bildete, gehen, ob er ruhiger werdend, Schlamm und Geſchiebe abſetzen, und dann klar und friedlich dahin fließen, oder, ob er in wilder Luſt Ufer und Dämme zerreißen, und weithin alles Land unter ſeinen Wogen begraben werde. Uebrigens braucht man gerade kein großer Prophet zu ſein, um einzuſehen, daß es, mag es, wie es wolle, immer nicht ſo ſchwarz kommen wird, wie es unſere Freunde durch die rothen Lupen zu ſehen pflegen. Der gute, unmögliche, Kaiſer Ferdinand wird wahrſcheinlich die drückende Laſt der Krone niederlegen, und zwar nicht, wie Diocletian Kohl pflanzen, aber doch Kanarienvögel füttern, vielleicht auch künſtliche Feuerwerke verfertigen. Sein Nachfolger läßt möglicherweiſe die Militärherrſchaft noch eine Zeit lang gewähren — aber auch im dämmerigen Oeſterreich wird es dennoch Tag werden. Dieſer Tag wird uns anderen Deutſchen aber deutlich zeigen, daß Oeſterreich, wie es iſt und ſein wird, im großen Deutſchland niemals aufgehen will und kann.

Und was wird der gute Johann dazu ſagen? Ich fürchte ſehr, ſein hoher Poſten behagt ihm ſchon jetzt nicht mehr ſonderlich, und gar manchmal mag er ſich ſchon aus der Haudelsſtadt hinweg geſehnt haben nach Süden, in die blauen Berge der Steyermark. Es iſt ſicherlich ein Zwang, den er ſich auferlegt, es iſt Hingebung, wenn er das Reichsverweſerthum noch länger behält. Man ſieht ihm das an; das alte Männchen mit dem kahlen Kopf und dem nachmärzlichen Schnurrbart, ſchaut mit ſeinen großen runden Augen ſo ſonderbar, aber treuherzig, befangen in die Welt, in ſeinen gefurchten Zügen ſpricht ſich eine ſo wehmüthig entſagende Geduld aus, daß ſchon der oberflächlichſte Menſchenkenner bemerken muß, ihm ſei nicht wohl auf ſeinem Platz. Mir iſt der Erzherzog, als ich ihn zum letztenmal, nahe und lange genug, ſah, vorgekommen, wie ein alter Naturburſche, den man in die Stadt geſchickt und ihm daſelbſt einen ganz neuen Anzug vom erſten Kleiderkünſtler gegeben hat. Dem Armen iſt Alles zu eng, überall zwickt's und drückt's ihn, er kann in den Stiefeln nicht gehen, in den Hoſen nicht ſitzen, eine namenloſe Beklemmung überfällt ihn, ſie wird zur Angſt, zur Furcht, zur Beſinnungsloſigkeit — endlich reißt er die koſtbaren Gewänder von ſich und läuft über Hals und Kopf heim, dahin, „wo die Büchſe knallt, und das Echo ſchallt, und mein lieber Johann Herzog iſt.“ Einſtweilen aber ſucht der gute Reichsverweſer den Frankfurtern zu beweiſen, daß der Ruf von ſeiner Schlichtheit und Gemüthlichkeit nicht gelogen hat; er beſchämt durch

das einzige ſchwarz=roth=goldne Bändchen im Knopfloch die beſternten Banquiers, welchen jede Verlegenheit eines Fürſten außer dem Profit auch einen Orden einbrachte und geht ſelbſteigen auf den Markt und kauft Trauben und Aepfel „für's Frau Nannerl“, und für den „Buabn.“ Dadurch hat er ſich mehr, als durch ſeine romantiſche, ſchlecht erfundene und unäſthetiſche Heirathsgeſchichte, einen Stein im Bret bei allen Frankfurterinnen erworben, die ſeitdem doppelt fleißig ihren Einkäufen ſelbſt obliegen. Herablaſſung am rechten Ort und vom rechten Mann — das vergeſſen die braven Reichsſtädter, die ſo ſtolz ſind auf ihre alte Republik, niemals, wie ſie auch das Gegentheil und die allzugroße Nonchalance Nichtberechtigter nie verwinden können. Dem weiland Miniſter Camphauſen haben ſie es nie vergeben, daß er ihre Deputation im defecten Schlafrock, die lange Pfeife im Munde, empfangen hat.

Die Reichsverſammlung iſt inzwiſchen zur Tagesordnung übergegangen und der Abgeordnete Zachariä aus Göttingen verlieſt den Bericht des Ausſchuſſes über die preußiſche Frage. Ich will meinen verehrten Leſern jede Wiederholung möglichſt erſparen, weil ich ihnen nur Dinge berichten mag, die nicht Jeder ſieht und hört, daher bitte ich ſie, die ausführliche Verhandlung dieſes Tags in den ſtenographiſchen Berichten nachzuleſen, wenn ſie hente noch ein Intereſſe daran haben ſollten. Bei dieſer Gelegenheit warne ich jedoch davor, jenen Berichten allzuſehr zu trauen. Weit gefehlt, daß man in ihnen eine getreue

Nachschrift der Reden besitze; nein, wenn sie übersetzt sind, werden sie den betreffenden Rednern zur Revision vorgelegt, und da diese oft mit haarsträubendem Erstaunen lesen, was sie gesprochen, so ergreifen sie muthig die Feder und bessern und feilen so lange, bis vom ganzen gehaltenen Sermon nicht viel mehr übrig bleibt, als der Anfang: Meine Herren! — Der Antrag des Ausschusses, um uns kurz au fait zu setzen, lautet: die Reichsversammlung wolle in Uebereinstimmung mit dem Reichsministerium für nöthig erklären, daß 1) die königl. preußische Regierung die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aufgebe, sobald die Würde und Freiheit ihrer Berathungen in Berlin gesichert sei; 2) daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitze und die Besorgnisse vor Reaction beseitige. Vier weitere Anträge der Linken und der Centren gehen weiter, als der des Ausschusses, wohingegen die äußerste Rechte — also Vincke, Radowitz, Gombart, Schott, Flottwell, Beisler, Bally, Detmold, Schwerin, Rotenhan, Lassaulx ꝛc. ꝛc. die preußische Regierung in ihrem verfassungsmäßigen Recht glaubt, die Centralgewalt für nicht befugt hält, einzuschreiten, und daher zur motivirten Tagesordnung übergehen will. Noch viel mehr begehrt der Kuttenfreund v. Linde, unser alter Bekannter, der in einem endlos langen Antragszopf, um den als Band der ganze Magdeburg gewickelt ist, der Versammlung zu beweisen sucht, er sei nicht

allein der berüchtigte advocatus ecclesiae et diaboli, ſondern auch der berühmte Juriſt, der Fünfe gerade zu machen verſtehe. Simon aus Trier und ſeine Genoſſen, die bärtigen Paladine der Tafelrunde des deutſchen Hofs, wiſſen durch energiſche Zuſatzanträge, in welchen auch der Popanz Wrangel ſeinen Theil bekommt, den lächerlichen Styl ihres Vorgängers in Vergeſſenheit zu begraben. Der Präſident lieſt ſodann die Namen der großen Zahl von Rednern für und gegen den Ausſchußantrag vor und der Reichsjuſtizminiſter verkündet von der Tribüne herab unter lautem Bravo, daß ſofort zwei Abgeordnete nach Wien reiſen würden, um die Mitglieder des deutſchen Reichstags, welche etwa noch dort ſein könnten, durch energiſches Einſchreiten zu ſchützen oder zu retten. Robert Mohl, la tête carrée, macht einen guten Eindruck, wenn er ſpricht. Es iſt etwas Offenes und Freies in dieſem hellblonden Schwabenkopf, welches gefällt, und ſeine kräftige Sprache läßt vergeſſen, daß er einer der Reichsminiſter iſt. Freilich iſt ſein Poſten der aller unbedeutendſte — mit Juſtiz wird die Centralgewalt blitzwenig zu thun haben. R. Mohl, früher der Moloch des monarchiſchen Würtembergs, iſt der älteſte von vier Brüdern, welche alle in ihrer Art tüchtige, ja ausgezeichnete Männer genannt zu werden verdienen. Als Staatswirth iſt er mehr elegant als gründlich; als Menſch iſt er vortrefflicher Geſellſchafter und die chronique scandaleuse des alten Tübingens wußte manches Stückchen von ihm zu erzählen. Sein ehemaliger College, der Unterſtaats-

ſecretär im Reichsminiſterium des Handels, Fallati, iſt in Allem, was man ſo einen Menſchen aus guter Familie nennt. Daß er Tübinger Profeſſor geworden, verdankt er daher dem letzteren Umſtand, ſeinen Connaiſſancen und der Protection mehr, als ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, die nicht weit her ſind. Er iſt ein unterſetzter, noch junger Mann mit dunklem Schnurr- und Knebelbart, ſeine Haltung läßt erkennen, daß er „Bezüge zur höheren Ariſtokratie“ hat; er redet gut und glatt, mit weichem Organ und ſüddeutſchem Dialect. Wie es mit ſeiner kritiſchen Auffaſſungsweiſe ausſieht, geht aus dem hervor, daß er hauptſächlich deshalb nichts von Volkszählung wiſſen will, weil man dabei den Leuten in die Häuſer dringen muß und dies doch höchſt unbequem und gênant iſt.

Heinrich Simon von Breslau ſteht auf der Rednerbühne, und ſpricht gegen den Ausſchußantrag. Eine intereſſante, merkwürdige Perſönlichkeit, jedenfalls einer der bedeutenden Männer in der Verſammlung, der durch ruhige Energie, durch geſunde Logik und beſonnenes Fortſchreiten die höchſte Achtung verdient. Schon durch ſein Wirken zur Zeit der Fehlgeburt des erſten preußiſchen Landtags, durch ſeine Kämpfe mit der hohenzollernſchen Camarilla und einer hohlen aufgeblaſenen Büreaukratie hat er ſich eine wohlklingenden Namen erworben und hat denſelben in Frankfurter Parlament feſt und ehrlich, als Führer der gemäßigten Linken zu bewahren gewußt. Er iſt ein hoher, ſchlanker Mann; ſein ſcharfgeſchnittenes Geſicht iſt mit

dunklem, lockigem Haupthaar und ſtarkem ſchwarzem Bart umgeben, er trägt eine Brille. Seine Haltung iſt edel, ruhig und zuverſichtlich; er ſpricht mit Ausdruck und Kraft. Als er mit dem Ausruf ſchloß: Wenn hier, von uns aus, Nichts geſchieht, um den unglückſeligen Wirren in Berlin zu begegnen, dann hat Deutſchland ſeine ſchlechteſten Söhne nach Frankfurt geſchickt! ſo erſchallte wüthender Beifall von der Linken und den Galerien, von der Rechten aber ein Hohngeſchrei, dem Simon mit donnernder Stimme beſchämendes Verſtummen auferlegte. Nach ihm ergriff der alte Welcker, der Mitvater des Staatslexikons, der weiland Bundestagsgeſandte und Reichscommiſſär in Wien, das Wort für den Ausſchuß. Es erregt immer ein wehmüthiges Gefühl, einen kindiſch gewordenen Greis vor ſich zu ſehen, aber bis zum Ekel ſteigert es ſich, wenn der Greis noch immer ein Recht zu haben meint, Mann zu heißen. Welcker wird welker von Tag zu Tag, bald wird er verdorrt ſein. Das iſt nicht mehr der berühmte badiſche Demagog, den auf dem Freiſchießen zu Baſel die freien Schweizer für den Beſten aller Deutſchen erklärten, das iſt nicht mehr Rottecks Freund, nicht mehr der geborne Antipode der Miniſter — er iſt ein ſogenannter Reichsariſtokrat geworden. Schlafe, lieber Welcker, ſchlafe, träume aber um Gotteswillen nicht, ſondern ziehe dir die Nachtmütze tief über deine breiten Ohren und ſperre deine Sinne von der Welt ab. Für dieſe, das heißt für den guten Theil derſelben, biſt du längſt todt; oder glaubſt du in der That,

das homeriſche Gelächter, das den Schluß deiner groben und zänkiſch keifenden Reden begleitet, habe einen andern Grund, als das über die Verrenkungen eines alten Polichinel von Holz oder Stroh?

Wenn ich ſage, daß der folgende Redner mit der Phraſe begonnen hat: Ich ſtelle mich auf den Rechtsboden — ſo weiß die ganze Welt, daß es kein anderer geweſen ſein kann, als Herr von Vincke, der große Preuße. Niemand wird aus ſeiner äußeren Erſcheinung den Mann errathen, der jetzt Dictator der äußerſten Rechten im Parlament iſt, nachdem er ſogar einen Radowitz in Schatten geſtellt, Niemand den außerordentlichen Mann, der es eines Tags gewagt hat, auf die Frage: Mein lieber Herr von Vincke, Sie ſoupiren doch heut' mit mir? zu antworten: Nein, ich ſoupire nicht. Ich glaube, es iſt das am 18ten März geweſen. Der ehrenwerthe Abgeordnete des Kreiſes Hagen ſieht accurat aus, wie ein recht behäbiger, etwas bornirter Landedelmann im kornblumenblauen Rock mit Achſelgupfen. Eine wohlwollende Corpulenz mit glänzenden Hängebacken ſcheint Zeugniß ablegen zu wollen, von der Nahrhaftigkeit der weſtphäliſchen Schinken und des Pumpernickels, das Geſicht iſt etwas flach, ebenſo breit, wie lang, die Stirne nicht impoſant, das Haar grau und der Bart roth. Aber in dieſer unterſetzten Geſtalt ſteckt mehr, als man von außen vermuthet. Ich halte den Herrn von Vincke, nächſt Radowitz, für den geſcheuteſten Mann des Frankfurter Reichstags, ſchade nur, daß ihn einestheils eine eigenthümliche

Weltanſchauung in eine beklagenswerthe Stellung gebracht, daß von anderer Seite ihm die Natur die perſönlichen Eigenſchaften verſagt hat, welche unbedingt dazu gehören, um einem Volke würdig als Leiter oder Feind entgegen treten zu können. Vincke's Geſtalt imponirt nicht, ſie kann nur Gelächter provociren, und wer ihn nie zuvor geſehen hat, wird ſich enttäuſcht finden, wenn er ſtatt des Heroen, den ihm ſeine Phantaſie vorgemalt, einen tölpiſchen Gnomen erblickt. Auch die Rednergabe Vincke's iſt nicht groß. Er ſpricht ſehr ſchnell, ohne die mindeſte Modulation, gerade wie ein Schulknabe, der ſein auswendig gelerntes Penſum herſagt, ohne davon etwas zu verſtehen, dazu ſtottert er öfters ſo, daß es dem Zuhörer bange wird und macht minutenlange Pauſen, um ſich auf ſeinem Zettel wieder zu orientiren, wenn ihm der Gedankenfaden ausgegangen iſt. Und trotzdem weiß er Wirkung hervorzubringen. Denn in ſeinen Reden iſt Logik, iſt Verſtandesſchärfe, glänzende Dialektik; er verſteht es, alle ſchwachen Seiten ſeines Gegners aufzufinden und zu verwunden, er führt die Waffen der Satyre, der Ironie, des Witzes und ſelbſt der Bosheit mit großem Glück. Er kämpft wie einer der leichten morgenländiſchen Reiter, der den wuchtigen Streichen ſeines ſchwergewappneten Gegners durch Beweglichkeit entgeht und dieſem, ihn von allen Seiten umkreiſend und nach Blößen ſpähend, zwanzig Wunden verſetzt, während deſſen Waffe kaum einmal niedergefallen iſt. Spaßhaft iſt es, wenn Vincke in Zorn geräth, dann ſprudelt er Gift und

Galle und ist von einer Keckheit beseelt, die man für Muth halten kann. Oft schon hat er die Linke auf eine Weise herausgefordert und verhöhnt, deren unmittelbare Folgen die Würde des Ortes sehr verletzt haben würden, wäre jene nicht besonnener geblieben.

Nach Vincke sprach Müller aus Würzburg mit solcher Salbung, daß er den bekannten fortlaufenden Beifall einerntete. Nur Wenige der Abgeordneten blieben während der Rede auf ihren Plätzen, und diese suchten in sanftem Schlummer Ersatz für die Entbehrungen einer durchschwärmten Nacht. Die Meisten entfernten sich, um etwas frische Luft zu schöpfen, welche sie, ihrer Meinung nach, am besten fanden in der gegenüber befindlichen Weinkneipe, welche so von Abgeordneten wimmelte, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Die „frische Luft" wird hier in Flaschen und Gläsern gereicht, und, der Wahrheit die Ehre, erquickt vortrefflich. Als Beobachter ist es mir natürlich vergönnt gewesen, mich selbst davon zu überzeugen; aber ich bin nach fünf Minuten wieder auf meinem Platz gewesen, und Müller war immer noch an der Disposition. Faute de mieux betrachtete ich mir wieder die Journalisten, heute meine Collegen. Da waren viele nicht unbekannte Gesichter und Namen. Dicht neben den Damen August Lewald, ein weibisch glattes Gesicht, eisgrau, die Glatze mit schwarzem Sammetkäppchen bedeckt, aber dennoch jugendlichen Aussehens. Auch eine gefallene Größe; der einstige Selbstbeherrscher der Europa muß jetzt correspondiren. Für wen,

weiß ich nicht, möchte aber wohl wiſſen, wohin die berühmte Villa in Baden und die liebenswerthe Nymphe, die durch die Salons tanzte, gekommen iſt. Der Nachbar Lewald's iſt Robert Heller, der getreue Sancho Panſa Laube's, der ſchnellfingerige Verfaſſer ganzer Hekatomben von Novellen und Romanen, welche nur drei Menſchen auf dieſer Welt geleſen haben, der Verſorger der Deutſchen und der deutſchen Allgemeinen — endlich der Nichtbeſitzer ſeiner Frau. Unglückſeliger, du konnteſt hartherzig ſein, als ſie ſich zu deinen Füßen wand! Du konnteſt ihr, die nach Frankfurt gekommen war, um nur dich zu ſehen, dieſen intereſſanten Anblick entziehen? O Heller, Heller, bedenke, daß erſt vier Stück deines gleichen einen Kreuzer werth ſind! Dann folgt ein berühmter Correſpondent, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Er iſt der Berichterſtatter von mindeſtens dreißig Journalen, und ſchwer und ſauer iſt ſeine Arbeit, die ihm jährlich 3000 Gulden einbringt. Denn wenn auch die Combination der 25 Buchſtaben eine ganz unendliche iſt, ſo iſt es doch ſehr mühſam, dreißig Berichte über denſelben Gegenſtand völlig anders einzukleiden. Aber, man muß nur das Handwerk verſtehen. Da wird in die erſte Correſpondenz eine recht dicke Lüge eingewoben, das gibt am folgenden Tag Stoff zu einer groben Berichtigung, dieſe zu einer feinen Bemerkung über das Unweſen der Journaliſtik, daran knüpfen ſich Betrachtungen über den Misbrauch der Preßfreiheit, Gelegenheit zu einer neuen Lüge — es iſt doch nicht ſo ſchwer, als man ſich vorſtellt,

Correſpondent von 30 Zeitungen zu ſein. Dort ſitzt Nathan Adler, der, heroiſchen Muthes voll, die Elle mit der Feder vertauſcht hat, und nun als enragirter Demokrat den Wilhelm Jordan in der Neuen Königsberger Zeitung täglich todtſchlägt; hinter ihm gewahre ich einen gewiſſen Knispel, der als Lehrer der Rhetorik und heſſiſcher Cicero, oder Quintilian ſich überall durch Wort und Schrift lächerlich zu machen ſtrebt, was ihm denn auch über alle Maßen gut gelingt. Sein Freund und Landsmann Lorenz Diefenbach, der Sprachforſcher und Dichter, der ſeine Hofpredigerſtelle aufgab, weil es ihn ärgerte, daß man ihn „Herr Pfarrer“ und nicht „Herr Menſch“ titulirte, iſt wahrſcheinlich damit beſchäftigt, den Vortrag Müllers in neugriechiſche Verſe zu bringen, die ſeine wunderſchöne Frau dann in Muſik ſetzen wird. Dort ſteht der blondgelockte Lyriker, Adolf Dörr und blickt träumeriſch nach einer reichen Orientalin; er, der eigentlich ein Türke iſt, fühlt ſich unwohl im engen Frankengewand und denkt mit Sehnſucht an die Wüſte, den flatternden Kaftan, den Handſchar und das Berberroß, dem Cawaß und Mohr nachkeuchen. Ludwig Wihl dagegen, drüben auf der andern Galerie, hat einen gänzlich Unbekannten am Knopf erwiſcht und zwingt ihn, ſein neueſtes Gedicht anzuhören, das er ihm mit Pathos in's Ohr raunt. Als der Gemarterte, nach Beendigung der ſechzig Strophen, erlöſt zu ſein glaubt, verſichert ihn der unermüdliche Poet, er kenne noch nicht ſein beſtes Gedicht, und wiederum beginnt er mit Emphaſe:

Deutſchland iſt nicht mehr das ſteife, Deutſchlands Zopf wird immer kleiner, dennoch braucht's noch viele Seife, bis es wird geleckter, reiner. Aber jetzt kann es der Zuhörer nicht mehr aushalten, er reißt ſich los, und Wihl betrachtet ſinnend den Knopf, den er in der Hand behalten hat; dann ſchaut er ſich nach neuen Opfern um. — Wer die Mehrzahl der Frankfurter Literaten und Correſpondenten einmal zuſammen ſehen, ihre Bildung und Unterhaltung bewundern will, der muß ſich eines ſchönen Abends in die Bierkneipe von Wüſt am Römerberg begeben. Wenn er ſich durch Soldaten und Holzmacher, Kärrner und Schiffsknechte glücklich durchgearbeitet hat, gelangt er in ein Zimmerlein, das etwa 36 Quadratfuß mißt. Trotz dieſes geringen Spatiums vermag er aber erſt nach einer Viertelſtunde mit den Augen einigermaßen den dicken rothen Nebel zu durchdringen, der ewig hier lagert, zuſammengemiſcht aus allen möglichen Gerüchen der Welt, wenn gleich die Hauptingredienz, Cigarrendampf iſt. Wer ſchwere Luft und leichtes Bier, ſchweren Witz und leichten Verſtand liebt, der wird ſich hier bald heimiſch fühlen.

Wie durch ein Taſchenſpielerkunſtſtück, iſt mittlerweile die Mehrzahl der Deputirten gerade in dem Moment im Saale erſchienen, in welchem der auf der Tribüne lange weilende Redner einen mächtigen Athemzug thut, um die letzte Phraſe mit aller Kraft, deren er fähig iſt, hinaus zu donnern. Aber nur ein ſehr dünner Parteibeifall belohnt ihn für dieſe Anſtrengung. Allgemeine Aufmerkſamkeit

wird durch den Namen Wydenbrugk hervorgerufen. Auf die Rostra klettert eine kleine, verwachsene Gestalt, der die Mutter Natur eine höchst überflüssige Bürde aufgehängt hat, ein mageres, blondes und sehr blasses Gesicht zeugt von Verständigkeit und die hohe, freie Stirne hat etwas von Genialität. Der kleine Weimar'sche Minister spricht mit schwachem Organ recht gut, er ist schneidend und sarcastisch und ersetzt durch brillante Einfälle das, was seinen Gedanken an Logik abgeht. Aber er scheint einmal in die Welt gesetzt zu sein, um überall denen kleine Leiden bis auf die Hefe kosten zu müssen. Oft genug ist ihm Alles begegnet, was man nur in schlechten Lustspielen von lächerlichen Zerstreutheiten anzubringen gewußt hat; heute ergeht es ihm noch glimpflich, er hat blos sein Taschentuch vergessen. Dieser wesentliche Mangel wird aber erst fühlbar, als er niesen muß und dabei — genug, er muß den Schnupfen gehabt haben — unauslöschliches Gelächter — in der schrecklichsten Verlegenheit wendet er sich um und der feine Gagern reicht ihm mit lächelnder Artigkeit sein Battisttuch. Aber Wydenbrugk ist der Mann der blassen Furcht nicht, mit augenblicklicher Geistesgegenwart führt er seine Rede so trefflich zu Ende, daß lautes, anhaltendes Bravo ihren Schluß begleitet. Wydenbrugk ist der intimste Freund des kleinen Detmold, des hannöverischen Advocaten, der einer der besten Satyriker Deutschlands und jetzo Deputirter von Braunschweig ist. Eine kobaldartigere Figur kann es nicht geben, kein Maler könnte beißenden Spott und boshafte

Laune beſſer perſonificiren, als wenn er dieſen Kopf auf ſeinem höckerigen Unterſatz malen würde. Oder auch, wenn irgend Einer das Gezwerg, Euglein den klugen, der dem Siegfried die Tarnkappe gab, nachdem dieſer den falſchen Schelm durchgeprügelt, im Bilde darſtellen wollte, er fände kein beſſeres Modell dazu als gerade ihn. Warum Detmold und Wydenbrugk ſo eng liirt ſind, weiß Niemand, da ſie doch, erſterer ſitzt auf der äußerſten Rechten, keineswegs Parteigenoſſen ſind. Vielleicht haben ſie gefunden, daß ſie ſich in phyſiſcher Hinſicht ergänzen, vielleicht war es Mitgefühl, welches ihre gegenſeitige Zuneigung hervorrief. Dieſe verbirgt ſich aber vor der Welt und verſchließt ſich, aus begreiflichen Gründen, hinter doppelte Thüren. Aber böſer Lauſcher Augen raſten nie — ſonderbar, man will die Beiden in ſpaniſchem Tänzercoſtüm den Fandango und die Cachucha in ihrem Zimmer tanzen geſehen haben. Ob das wahr iſt, muß ich noch bezweifeln, unbezweifelt iſt aber, daß eines Morgens in ganz Frankfurt das Gerücht umlief, ein Reichstagsabgeordneter ſei in der Nacht beinahe verhaftet worden. Es gibt in dieſer guten, alten Stadt eine Gaſſe, die Brunnengaſſe, welche der Aberglauben zur Nachtzeit ſehr verrufen gemacht hat; man will dort oft Teufelsſpuck gehört und die Hexen einer claſſiſch-attiſchen Walpurgisnacht geſehen haben. In dieſes ſchauerliche Revier drang in jener Nacht eine Anzahl kühner Männer, welche der Champagner im Schwanen zu männlichen Thaten begeiſtert hatte. Sie ſchienen ſehr localkundig, und klopften

an einer verſchloſſenen Thüre, erhielten aber keinen Einlaß. Da erhuben ſie ein furchtbares Geſchrei, ſchmetterten an der Pforte und warfen die Fenſter ein, wofür ſie nicht allein mit allen Ehrentiteln, die Scheller's deutſch-lateiniſches Wörterbuch enthält, ſondern auch mit den bekannten Wurfgeſchoſſen der Xantippe kräftiglich begrüßt wurden. Die Frankfurter Nachtwächter ſind nun zwar ſehr gute Menſchen, aber was zu toll iſt, iſt zu toll. Es that ſich daher nach Verlauf einer Stunde eine Schaar von ihnen zuſammen und rückte gemeſſenen Schritts vor gegen den Kriegsſchauplatz. Dort war Holland in Noth — es hatten ſich alle Fenſter der Gaſſe geöffnet, und ein Hagel von zerbrechlichen Gegenſtänden, des Regenſchauers nicht zu gedenken, praſſelte nieder auf die tapfere Schaar, die trotzig Stand hielt. Aber ein gebildeter Menſch, ſei er auch noch ſo muthig, hat doch eine angeborne, unüberwindliche Abneigung vor Nachtwächtern — als daher die letzteren anrückten, flohen unter'm Zetergeſchrei der Beleidigten alle Helden davon bis auf einen, der das Gleichgewicht verloren hatte. Dieſen griff die Patrouille auf und wollte ihn im Triumph auf die Conſtablerwache führen. Er aber ermannte ſich, ſah ſie an mit dem vernichtenden Blick, mit welchem Marius auf den Trümmern Carthago's ſaß, griff in die Taſche und hielt ihnen eine Karte hin. Es war die Legitimation eines Reichstagsabgeordneten — und heilig iſt das Eigenthum, beſonders das der Nation, folglich heilig iſt der Abgeordnete. Sehr gedemüthigt und den Verluſt des Fanggelds

beklagend, führten die Diener der nächtlichen Sicherheit den vor Gemüthsbewegung schwankenden Mann in seine Wohnung. Seinen Namen hatten sie nicht behalten, aber sie beschrieben ihn so treu, daß man nur zwei Mitglieder der Versammlung in Verdacht nehmen konnte. Aber wer kann es gewesen sein von diesen Beiden? Diese Frage beschäftigte die ganze Gesellschaft, in welcher ich zum erstenmale die Geschichte erzählen hörte. Ein Herr, der lange gelächelt und mit dem Kopfe genickt hatte, sagte endlich: Wenn es einer von jenen Beiden gewesen ist, so weiß ich ganz bestimmt, wer es war; allein ich werde es niemals sagen. — Und warum nicht? — Weil ich aus Weimar bin. —

Beckerath, einer der Helden des ersten preußischen Landtags, ergriff nach dem kleinen Minister das Wort, hauptsächlich um seinen Collegen Vincke zu bekämpfen. Er sprach ziemlich verständig, aber er läßt kalt. Seine hohle Stimme dringt nicht zum Herzen, seine monotone Sprache schläfert ein. Und doch sieht man diesem Mann es auf den ersten Blick an, daß er redlich ist, daß er es ehrlich meint. Fast wehmüthig ist der Ausdruck seines Gesichtes, und wir überreden uns, in demselben etwas von jener überspannten Andachtsstrenge, welche den Mennoniten eigen ist, zu lesen. Armer Beckerath, ein strenges, fast asketisches Leben hat ihm nicht einmal die Freuden der Jugend vergönnt, sondern ihm schon von Kindheit an die Genüsse der Welt mit schwarzem Schleier verhüllt. Aber dadurch ist der Mann vielleicht gerade geworden, was er ist. Er war in seinen

Jünglingstagen nicht ſo kalt und ernſt, wie jetzt, er hatte ſogar den Anſatz zu tollen Streichen gemacht. Aber eines Tages fand ſeine Mutter ein Kartenſpiel in ſeiner Taſche. Das Spiel iſt unter den Glaubensgenoſſen Beckeraths gänzlich verpönt, jetzt freilich nicht mehr ſo ſtreng, als ehedem. Die Entdeckung, daß das Kind auf dem Pfade der Gottloſen wandle, war ein allzuſchwerer Schlag, als daß nicht die energiſchſten Mittel zur Beſſerung hätten angewendet werden müſſen. Ach, dieſe ſtrengen Mittel zerriſſen auch ein kaum leiſe geknüpftes Band und brachen die Knospe einer ſchönen Lebenshoffnung. Von jener Zeit an hat man ihn niemals wieder ſo recht aus voller Seele heiter geſehen. Biedermann warf nach Beckerath ſeine Gründe in die ſchwebende Wagſchaale, konnte aber dieſelbe nicht zum Sinken bringen. Sonderbar, der gute Mann ſcheint in der Reichsverſammlung wenige Freunde zu beſitzen, denn kaum hat er eine Rede begonnen, ſo ſchreit ſchon die Mehrzahl nach Schluß und die wunderbarſten Regungen der Ungeduld werden bei Einzelnen wach. Das genirt aber den berühmten Profeſſor aus Leipzig nicht — oder er iſt ſolche unartige Behandlung auch wohl ſchon gewohnt. Einer der trefflichſten Redner im ganzen Parlament iſt Löwe von Calbe, der nach jenem die Tribüne betritt und eine ſchmetternde Philippika gegen die Reaction hält. Er will wiſſen, daß dieſe ganz allein es iſt, die das Feuer der Revolution künſtlich nährt, die da täglich und ſtündlich ausruft: Einen Crawall, einen Crawall, ein Königreich für einen Crawall!

Aber die edlen, beſonnenen Berliner thun es einmal nicht, ſie wollen keinen Eravall, die Zeitgeſchichte hat das ja gelehrt. Löwe hat nichts an ſich, was verrathen könne, es ſei ihm unter dem alten Regime ſchlecht oder knapp gegangen. Er iſt ein wohlhäbiger Vierziger von behaglichem Embonpoint, einer jener Lebemänner, die bei allen Genüſſen einem Andern gegenüber, die Hand in der Taſche, ſagen zu wollen ſcheinen: Meine Mittel erlauben mir das. Als er ſeine Rede unter großem Beifall geendet hatte, ertönte der Ruf nach Schluß der Discuſſion ſo energiſch, daß der letztere, zum großen Aerger der noch eingeſchriebenen vierzig Redner ausgeſprochen wurde. Aber nunmehr erhob ſich ein ſehr merkwürdiger und höchſt leidenſchaftlicher Streit. Der Geſchäftsordnung zufolge hatte der Berichterſtatter des Ausſchuſſes nochmals das Wort, aber Herr Zachariä war mittlerweile verſchwunden, und ſtatt ſeiner ſollte Wilhelm Jordan das Schlußwort erhalten. Wilhelm Jordan, der Verräther, der Apoſtat! Nein, das konnte, das durfte nicht geſchehen, ihn, der einſt zu ihren Fahnen geſchworen und dann treulos zum falſchen Feinde übergegangen iſt, muß die Linke desavouiren, mit Schmach bedecken, wo und wann ſie kann. Ein furchtbares Geſchrei vertrieb den Kecken vorerſt von der Rednerbühne, die der Linken angehörenden Ausſchußmitglieder beſtritten auf das Lebhafteſte und Glaubwürdigſte die Ausſage der Rechten, daß man im Ausſchuß übereingekommen ſei, Jordan den Schlußbericht zu übertragen. Jedem unparteiiſchen Zuhörer und Zuſchauer mußte

es klar werden, daß hier ein falſches Spiel geſpielt worden ſei, daß die äußerſte Rechte, welche ſtets die krummen den geraden Wegen vorzieht, auch hier wieder einmal durch einen ihrer Handſtreiche die Verſammlung zu dirigiren verſuchte. Jedenfalls hatte die Ausſchußmajorität mit Umgehung aller Rechtsformen einen eigenmächtigen Beſchluß gefaßt, den ſich die Minorität durchaus nicht gefallen zu laſſen brauchte. Nun, ſie that ihr Redliches dagegen, und es hat an ſchäumenden Wuthrufen, Fauſtballen und Fußſtampfen nicht gefehlt. Giskra ſuchte ſich ſelbſt zur Leidenſchaft aufzuſtacheln, Werner ſtimmt ihm bei, Hergenhahn und Falk ſuchen die Beiden vergeblich des Irrthums zu überführen, und ſchon neigt ſich der Sieg auf die linke Seite, als der tölpiſche Streich eines ihrer Mitglieder ihn ihr wieder entreißt. Der Oeſterreicher Berger nämlich iſt auf die Tribüne geklettert, und ſchreit aus Leibeskräften: der, nicht ein Berichterſtatter hat das Wort, und überhaupt haben die Redner von jener Seite ja gar nicht in unſerem Sinne geſprochen, wir verlangen daher, daß der letzte Bericht nicht ebenfalls noch gegen uns laute. — Homeriſches Gelächter auf der Rechten. — Der kleine Mann ſprüht Gift und Galle: Sie haben durchaus nicht zu lachen, wenn ich rede! — Hoho! Hoho! Das Gelächter artet in Hohngeſchrei aus, Vincke weiß mit einem ſchlagenden Witz die Lacher auf ſeine Seite zu bringen; Berger wird von ſeinen Freunden ausgeſchalten und ihm mit der Ruthe gedroht, wenn er wieder dummes Zeug mache. Er iſt nämlich das jüngſte

und unmündigste Mitglied der Versammlung, kaum ist es glaublich, daß er das zur Wahl erforderliche Alter besitze, und Manche haben ihn für ein verkleidetes Weib, für eine Pfälzin Johanna gehalten. Seine parlamentarische Wirksamkeit ist die eines verworrenen Kopfs, der, ohne irgend einen Begriff von Politik und Staatswissenschaft zu haben, überall da gern mitschreit, wo Andere schreien. Dagegen war er bald nach seiner Ankunft der Hahn im Korb bei allen jungen Frankfurterinnen, die, weil er so jung aussah und das gemüthliche Wiener Deutsch plapperte, sich in Gesellschaften vorzugsweise um ihn gruppirten und ihn wie ein nettes Spielzeug betrachteten, welches man gerne sein eigen nennen möchte. Aber der junge Mensch war einstmals so thöricht, einer Dame, welcher er den Hut aufhebte, und die dabei seine Geschicklichkeit in derlei Verrichtungen lobte, zu sagen, das habe ihn seine Frau gelehrt. „Verheirathet?!“ schrie da ein Chorus erstaunter, erschreckter Damen — Ja, fuhr er schon naiv fort, schon lange; meine Frau wäre mit mir hierher gereist, wenn sie nicht gerade erst wieder mit Zwillingen in die Wochen gekommen wäre — aber sie kommt nach, recht bald! — Er konnte sich gar nicht das kalte Erstaunen erklären, mit welchem die Mädchen diese tröstliche Nachricht vernahmen, aber von diesem Augenblick an war er nicht mehr „so gesucht von Damen süß.“ Man fand den jungen Mann etwas fad, ganz uninteressant, konnte gar nicht begreifen, wie ein Mädchen, das nur irgend auf sich hält, einen so kleinen knabenhaften Burschen habe nehmen

wollen — kurz, Berger muß des Beifalls im Salon wie der Galerien entbehren, und ist, was man in Frankfurt „Abgethan“ nennt.

Die Ungeschicklichkeit des „Reichswahlhelfers“ verhalf der Majorität des Ausschusses zur Aufrechthaltung ihrer Meinung. Gegen, in gewohnter Parteilichkeit, unterstützte noch die Letztere, und Wilhelm Jordan bestieg die Rednerbühne. Er ist ein schlanker junger Mann, mit offenem, feinem Gesicht, das eine interessante Blässe überdeckt; seine nonchalante, laxe Haltung ist etwas gezwungen und erinnert an die des Fürsten Lichnowsky, den sich Jordan überhaupt in vielen Stücken zum Muster ausersehen zu haben scheint. Mit stolz zurückgeworfenem Kopf und prägnanter Stimme beginnt er: „Ich sage der Linken meinen Dank.“ — Aber ein wüthender Lärm von dieser Seite unterbricht ihn höchst ungestüm. Er wartet ein Paar Minuten und spricht sodann wieder denselben Satz — das Wuthgeschrei: „Zur Sache! zur Sache!“ wiederholt sich heftiger noch, als zuvor. Endlich gelingt es ihm, in einem Paar Worten zu sagen, er wolle nicht eitel auf die Wichtigkeit werden, welche die Linke ihm beizulegen scheine und er verzichte auf jedes fernere Wort. Damit ist der Kampf dann beigelegt. — das heißt, es ist wieder ein Waffenstillstand eingetreten, der so lange dauert, bis Jordan abermals die Tribüne betreten wird. Er ist jetzt der grämste Antagonist der Linken, wie er früher ihr begeistertes Mitglied war, und das ist so zugegangen: Wilhelm Jordan, ein Berliner

Kind, das im berühmten Königsberg geboren war, gehörte in früheren Jahren der Schule schwärmender Philosophen an, welche sich Junghegelianer nannten, und zwar war er ein Mitglied der Fraction, welche der Leipziger Buchhändler Otto Wigand sich zu seinen Trabanten erkoren hatte. Die jungen Schriftsteller dieses Bundes waren die Epigonen Arnold Ruges, Echtermeyers und der viel berüchtigten halliſchen Jahrbücher; was die letzteren erſtrebt, das wollten ſie in der Vierteljahrsſchrift ꝛc. fortführen, aber es gelang nur halb, da das Publikum damals der abſtracten Philoſophie ebenſo abhold war, wie heute noch. Jordan hatte gut Forſchungen anſtellen über die Menſchenraſſen, mochte ſich noch ſo ſehr bemühen, der verſunkenen Menſchheit begreiflich zu machen, daß die alte Philoſophie abgeſchafft werden und eine allgemeine Wiſſenſchaft der Welt und der Menſchheit dieſelbe erſetzen müſſe, wenn ein Heil noch kommen ſolle — man las ſeine mehr eleganten, wie tiefen Aufſätze ſo wenig, wie ſpäter ſeine Geſchichte des Negerfreiſtaats Haiti. Da fühlte er, daß er auch Dichter ſei; vielleicht von der Lelia der Georges Sand begeiſtert, die er überſetzte, verjubelte er den Champagner ſeiner Verſe im „Schaum“, einem Bande Gedichte, in welchen die glühendſte Freiheitsbegeiſterung das züngelnde Banner der rothen Republik ſchwang, wie im Rauſche. Seine Lyrik machte den jungen Mann bekannter; man betrachtete ihn, wie von ſelbſt ſich verſtehend, als einen der verfolgten Europamüden, als ein Opfer der Polizei, die ihm allerdings in Leipzig wie in Ber-

ihn ſehr zärtliche Sorgfalt angedeihen ließ, kurz, er war einer von denen, auf welchen die ſchlafenden Brutuſſe des alterſchwachen Deutſchlands ihre ſanguiniſchen Hoffnungen ſetzten. Sie ſchienen ſich nicht getäuſcht zu haben, als der Märzenſturm Alles durcheinander warf und Michel die Hemdärmel aufkrempelte. Wilhelm Jordan, Deputirter für Frienwalde, trat in Frankfurt auf die äußerſte Linke, freudig begrüßt von den Genoſſen derſelben, die in ihm ein tüchtiges Talent mehr zählten. Aber er konnte das Dichten und die Dichter nicht vergeſſen — ſein äſthetiſcher Sinn erſchrak zuerſt vor dem blutdurchlaufenen Chaos, das der weggezogene Schleier der linken Zukunft ihm enthüllte — Schritt vor Schritt trat er zurück vor dem grauſen Bild, immer weiter rückte er nach Rechts, bis er eines ſchönen Tages, am Bichnowsky's Sarg, ſich ganz losſagte von ſeiner alten Partei, indem er das Motto in Freiligrath's Glaubensbekenntniß, etwas modificirt, ſeinem neuen Leben vorſetzte: „Die Sachen ſind, wie ſie ſind. Ich bin nicht von den Whigs zu den Tories übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Tory.“ Natürlich ſind ſeine ehemaligen Freunde jetzt ſeine bitterſten Feinde geworden und ſie verfolgen und beleidigen ihn, wo und wie ſie können. Dadurch aber gerade erlangt er eine Geltung, an die früher Niemand dachte — Jordan iſt ſchlau, das ſieht man, wenn man ſeine beſten Reden mit den preußiſchen Artikeln in den „Grenzboten“ vergleicht. Es iſt weit leichter, auswendig zu lernen, als ſelbſtwigen zu pro-

duziren, beſonders, wenn man anderweitig noch ſehr in Anſpruch genommen iſt. Wilhelm Jordan hatte ſich, namentlich nach Ravaux's Abreiſe in die Schweiz, ebenfalls zunächſt ſeiner intereſſanten Blöſſe wegen, der großen Gunſt der Frankfurterinnen zu erfreuen, die es der ſchöngeiſtigen Frau von Schweizer-Berly auf das Höchſte übel nahmen, daß ſie ſich ſeiner ganz und gar bemächtigt hatte und den leichtfüßigen Dandy mit Argusaugen hütete. Da aber die Mehrzahl der Damen auf den äußerſten Linken ſitzt, ſo iſt natürlich Jordan auch, ſeit ſeiner Bekehrung, faſt nur auf die eine Göttin beſchränkt, die ihn allein um ſeines Selbſt's willen, in ihren weichen Schutz genommen hat.

Während der höchſt langweiligen und zeittödtenden namentlichen Abſtimmung ſehen wir uns weiter um, in dem dämmerig werdenden Raume. Wer die, von Schertle nach Bilows Lichtbildern gezeichneten Porträts, der Abgeordneten aufmerkſam betrachtet hat, braucht gar keinen Cicerone, um die hervorragenden Perſönlichkeiten aufzufinden. Dort iſt Mittermaier, der Vater der rechten Mitte, der alte Heidelberger Profeſſor, der die Pandekten durch ſo witzige, ſaftige Anecdötchen ſchmackhaft zu machen weiß. In den „Netzbildern" hat ihn der talentvolle Maler Pecht aus Dresden, der Künſtler des Goethebildes, höchſt gelungen und vortrefflich aufgefaßt, indem er ihm in dem Reichstheaterzettel das Fach der gutmüthigen alten Weiber zuwies. Und wirklich, Mittermaier mahnt in Allem, in Reden und Manieren, ganz an ein Mütterchen, daß ſich ſelbſt überlebt

hat. Spaßhaft iſt es, den Graukopf noch jungen Mädchen gegenüber, den Galanten ſpielen zu ſehen. Seine parlamentariſche Wirkſamkeit iſt jederzeit eine unbedeutende geweſen, und Mancher, der ſeine Reden geleſen hat, hat gefragt: Und ſolches kann der berühmte Profeſſor aus Heidelberg geſprochen haben? Nicht weit von ihm ſitzt Lette, Präſident von Berlin, ein kleines, lebendiges Kerlchen, das zu Zeiten ſeinen guten Spaß macht, namentlich in Ruſticalverhältniſſen ſehr bewandert und in der ganzen Verſammlung nicht unbeliebt iſt. Max von Gagern, Legationsrath in Wiesbaden und Bruder des „edlen" Präſidenten, gehört ebenfalls der rechten Mitte an. Er iſt eine lange, hagere, ausgetrocknete Geſtalt, welche gar keine Aehnlichkeit mit dem Gefeierten hat; ein Mann, den man ſich ſo recht für den Kanzleitiſch geboren denkt. Aber es glüht in ihm doch ein Funken des Gagern'ſchen Geiſtes, der, wie ſonſt ſelten, vom Vater ſich auf die Söhne vererbt hat. M. v. Gagern war einer der wenigen Männer, die vor den Märztagen an der Spitze einer, durch ganz Deutſchland verzweigten Verſchwörung, ſtanden. Dieſelbe hatte ihren Hauptſitz längs des Rheins, zählte aber faſt in allen deutſchen Städten Mitglieder, und es iſt hoffentlich heutzutage keine Denunciation mehr, wenn ich dieſes Factum, deſſen meines Wiſſens noch nirgends erwähnt worden iſt, zur öffentlichen Kunde bringe. Der geheime Bund bezweckte eine Reorganiſation Deutſchlands, wahrſcheinlich mit einem Kaiſer an der Spitze, die näheren Details kenne ich nicht, ich glaube

aber, man iſt bei Abfaſſung des Programms ſehr vorſichtig zu Werke gegangen. Kein Mitglied kannte die Oberhäupter, Niemand wußte, wo und durch wen die Fäden regiert würden, die den Mechanismus bewegten. Ein ſolcher war ſchon vorhanden und iſt zeitweiſe um ſo fühlbarer geworden, da ſogar viele hohe Staatsbeamten in die Sache verflochten waren. Mehr weiß ich über dieſen intereſſanten Gegenſtand nicht zu ſagen; ein ſonderbarer Zufall hat mich vor etwa drei Jahren damit bekannt gemacht, und es wundert mich nur, daß die Gewalten von ehedem niemals eine Ahnung von dem, was im Werke war, gehabt haben. Ein ſehr eifriges Vorſtandsmitglied dieſer geheimen Geſellſchaft iſt auch der Reichstagsabgeordnete Karl Stedmann, jetzt Geſandter in Schleswig, geweſen. Er ſtammt aus Holland, iſt Abkömmling des berühmten Admirals Stedman, und hatte ſich, nach einem vielbewegten und an Stürmen mancher Art reichen Leben, auf ſein reizendes Landgut, Haus Beſſelich bei Coblenz, zurückgezogen. Hier, an einem der ſchönſten Puncte der Welt, lebte er, procul negotiis, lange Zeit im Kreis einer liebenswürdigen Familie, blos den Intereſſen der Landwirthſchaft und der ihr Befliſſenen; die Rheinprovinz verdankt ihm in dieſer Hinſicht ſehr viel und ſelbſt die Wiſſenſchaft der Agricultur kennt ſeinen Namen, als Erfinder und Schriftſteller. Zur Zeit des erſten preußiſchen Landtags trat er in's politiſche Leben, aber man hörte auf dieſem nicht viel von ihm, obgleich ſein Name durch eine kleine Schrift damals bekannter ward. Mit

dem Vorparlament, für deſſen Zuſammentritt er vor Allen gewirkt hat, beginnt erſt ſeine eigentliche Popularität, die aber in der ordentlichen Reichsverſammlung manchen harten Stoß erlitten hat. Stedmann iſt ein höchſt gebildeter, feiner Weltmann, er hat etwas Ritterliches in ſeinem Benehmen und Jedermann kennt die Geſchichte ſeines Duells mit dem preußiſchen Lieutenant, der an der Gaſttafel im Bären zu Kaſtel gewagt hatte, die deutſche Reichsgewalt lächerlich zu machen. Jacob Grimm, der deutſche Grammatiker, gehörte ebenfalls zum rechten Centrum, iſt aber aus der Verſammlung geſchieden, wie ſein zwiefacher College Albrecht von Leipzig. Es ſcheint das Parlament kein Boden zu ſein, in welchem die Treibhauspflanzen des germaniſchen Profeſſorthums gedeihen. J. Grimm iſt übrigens blos gegangen, weil er erſtens in der Paulskirche weder Gelegenheit fand, Märchen mit anzuhören, ſo unglaubliche Dinge er auch zuweilen vernahm, noch ſonderliche Sprachſtudien zu treiben; zweitens, weil er ſonſt aus Heimweh nach ſeinem treuen Bruder Wilhelm geſtorben wäre. Es iſt wirklich die Anhänglichkeit der modernen Dioskuren an einander ſo rührend, wie die der Unzertrennlichen aus der Familie der Pfittaci.

Auf der äußerſten Rechten ſehen wir unſern alten Freund, Herrn von Boddien, den wir diesmal nothgedrungen zum Major avanciren laſſen müſſen; er hat nicht mehr Mappe und Bleiſtift in der Hand und ſcheint, vielleicht in Folge unſerer wohlwollenden Warnung, das Carricaturen-

zeichnen aufgegeben zu haben. Das paßt auch nicht mehr für einen berühmten Helden, der in der Frankfurter Septemberrevolution ungeheure Thaten verrichtet, ein Pferd zu Schanden geritten und hinter der Fronte, wie üblich, tapfer zum Angriff ermuntert hat. Nun, dem Verdienste seine Krone: Herr von Boddien hat für seinen Muth die Orden aller deutschen Potentaten erhalten. Schade, daß es nicht erlaubt ist, sich den reellen Werth derselben anzueignen; das Jahr ist so schlecht und die Kunst geht nach Brod. In angelegentlichem Gespräch mit dem kriegerischen Künstler, ist sein College außer Dienst, der vom Landtag her bekannte, Herr von Saucken-Tarputschen. Er hat ein Antlitz, das an das einer bösen Dogge erinnert, die, so lange sie an der Kette liegt, Jeden zu zerreißen droht, losgebunden und in Freiheit gesetzt, aber Keinem etwas zu Leide thut, sondern froh ist, wenn man sie ungeschoren läßt. Auf der Rednerbühne bellt auch Saucken blos, es wäre gar nicht nöthig, daß er seine Töne in Worten verbrächte. Graf Schwerin, sein Nachbar und Gesinnungsgenosse, ist der Bewger der äußersten Rechten, das heißt nur in dem einen Sinne, daß er; wie dieser, Alles, was Andre etwa gut gemacht haben, durch Gepolter und Gesprudel wieder ganz über den Haufen wirft. Kein Mensch hat eine größere Gabe an Verworrenheit und Unbeholfenheit, wie dieser hinterpommersche Graf, der daran Schuld sein soll, daß der König von Preußen den verhaßten Ritt des 19. März unternommen. Aus Pommern bekommen

wir viel Angenehmes und Genießbares, mit dem Vertreter von Schlawe hat uns aber dies achtungswerthe und gebildete Land keines von Beiden gesendet. Schwerin nach Radowitz behagt etwa, wie Weißbier nach Porter, Schwerin nach Vincke schmeckt accurat wie pommerscher Kartoffelfusel nach Champagner. Sehr interessant ist mir der erste Anblick eines pommerschen Grafen gewesen, welchen mir Herr Schwerin zu bereiten die Güte gehabt hat. Meine Erwartungen von solch' einem wunderbaren Geschöpf sind vollständig erfüllt worden; es unterscheidet sich wesentlich von andern Menschen durch niedrige Stirne, stierende Augen, hängende Lippen, und einen Gesichtsausdruck, den man wohl in Pommern Adel, sonst aber überall anders benennen wird. Schwerin bellt gewöhnlich mit Saucken ein Duett.

Und nun wieder in gewaltigem Sprung hinüber zu Euch, Ihr Entschiedenen, Ihr rothen Jünglinge, Ihr Männer der äußersten Thule — links. Bei Euch da findet sich immer Erquickung und Stoff, Ihr gebt dem Beobachter harmlos Euer Herz in die Hände, Ihr bietet seinem Auge die schönste Musterkarte und jeder Griff in Eure Mitte gewinnt ihm ein Original. Wer will dir Originalität absprechen, Bevysohn, „ungehängter Hochverräther", wie sie dich nennen? Oder dem Grafen Reichenbach, der wie ein scheues, rothes Wiesel hinter der Säule hervorguckt, als traue er nicht recht dem Wetter? Ihm sagen die schlesischen Grundbesitzer, besonders die Umwohner von Ratibor, Oderberg u. s. f. so viel Böses nach, daß auch die Hälfte

davon genug wäre, um einen Räuberhauptmann niederzubeugen. Hin und her wandelt dort Josef Mauk, ebenfalls eines der jüngsten Kinder der Laune des deutschen Reichstags, ein österreichischer Poet, welcher Dorfgeschichten gemacht hat, als diese an der Mode waren. Er sieht vollkommen aus, wie ein eben dem Nest entlaufener Adler, der noch die Eierschalen auf dem Kopfe trägt. Ihn hat einer der berühmten böhmischen Wahlkreise, in welchen höchstens sieben Menschen fünf deutsche Worte verstehen, in die Versammlung geschickt — ob und wie sie daselbst vertreten werden, ist den guten Böhmen gänzlich gleichgültig. Die Reihen der Linken haben sich übrigens sehr gelichtet. Blum todt, Arnold Ruge todt, bei lebendigem Leibe, ausgeschieden aus dem Parlament, der bisdre Hausknecht Schlöffel auf Werbungsreisen, Moritz Hartmann als interessanter Wiener Flüchtling, dem Strick entgangen, auf der Brautfahrt, Trützschler, Schaffrath in der Heimath, um auf die bevorstehenden Landtagswahlen einzuwirken — es fehlen viele theure Häupter. Auch die hohe Gestalt Julius Fröbel's gewährt heute keinen Anhaltspunkt. Er sitzt in Wien im düsteren Kerker, wer weiß, ob er nicht seines Freundes Blum Schicksal zu theilen ausersehen ist. Aber nein — Windischgrätz verschont, begnadigt ihn, weil er früher ein Brochürchen über Oestreichs Centralisation geschrieben. Daran sieht man, wie gut es ist, wenn man zuweilen kleine Schriften herausgibt, deren Inhalt man eben einmal in einer schreibeseligen Stunde

hinwirft, ohne gerade viel dabei zu denken. Fröbel iſt zum Politiker nicht geboren, obgleich er ſelber beharrlich an ſeine Miſſion glaubt, und doch kann man ſeine politiſche Wirkſamkeit durchaus keine verfehlte, muß ſie eine achtungswerthe nennen. Es iſt die Macht ſeiner Perſönlichkeit, die einfache, republikaniſch-romantiſche Schwärmerei ſeiner Anſichten, welche ihn zu der Bedeutung gehoben haben, die er gegenwärtig unter ſeinen Parteigenoſſen hat. Als Schriftſteller iſt er oberflächlich, confus und ohne neue Gedanken; als Dichter iſt er, was er als Publiciſt ſein ſollte, ſehr verſtändig, aber kalt und ohne die mindeſte Spur von Phantaſie. Seine Tendenztragödie „die Republicaner" iſt weiter nichts, als eine in Jamben gebrachte Chronik oder Parlamentsverhandlung. Fröbel iſt einer der Hauptleute, jetzt ſogar der Führer der ſocial-republikaniſchen Fraction der äußerſten Linken, und hat mit vielen ihrer Mitglieder das gemein, daß die Damen ihm wohlgewogen ſind. Das galante Dresden weiß von dem blaſirten Socialiſten zu erzählen — ſeine Frau, eine Züricherin, theilt mit ihm die zerfahrene Ueberſchwenglichkeit des Weſens. Fröbel iſt Schweizer Bürger — es wundert mich daher wirklich, wie er in den Frankfurter Reichstag gewählt werden konnte. Oder kann man heutzutage der Angehörige zweier Staaten ſein? Dort jene lange, hagere Geſtalt, welche eine Miene zieht, als ſei ihr Platz mit Nadeln geſpickt, iſt der heſſiſche Abgeordnete Wogen von Michelſtadt, ein alter Demagoge von Anno 30. Schickſalsgefährte Weidig's, war er lange

im Kerker zu Darmſtadt eingeſperrt, der abſcheulichen Brutalität des berüchtigten Unterſuchungsrichters Georgi überlaſſen, eines Mannes, für den keine Verachtung zu tief und kein Galgen zu hoch ſein kann. Bogen zog ſich den beſonderen Haß dieſes Tyrannen, der überdem noch an perpetuirlichem Säuferwahnſinn litt, durch einen glücklich angelegten, aber übel ausgehenden Fluchtverſuch zu; er hatte durch eine kühne Liſt ſeinen Wärter eingeſperrt, war ſchon in den Hof des Gefängniſſes gelangt, als es jenem gelang, das hohe Fenſter zu erklettern, Lärm zu machen und ſomit den Entrinnenden wieder einholen zu laſſen. Die Qualen, welche der arme Bogen von da an in ſeiner Zelle erdulden mußte, ſind wahrhaft gräßlich und eine ewige unverſchuldete Folter geweſen, zumal, wenn man bedenkt, daß er faſt gar nicht compromittirt, ſondern nur als leichtſinniger Student hier und da einmal als Bote für Weidig oder Auguſt Becker gegangen war. Endlich ward er begnadigt, konnte aber im Vaterland keine Anſtellung erhalten und wanderte daher nach der Schweiz aus. Dort ging es ihm lange ſchlecht, bis es ihm zuletzt gelang, eine ſichere Stellung zu erwerben. Aber kaum im Beſitz derſelben hub die neue Ordnung in Deutſchland an, der Verbannte kehrte in ſeinen Odenwald zurück und ſein ehemaliges Märtyrerthum verſchaffte ihm einen Sitz in der Paulskirche. Allein er weiß nicht recht, auf welche Seite er ſich jetzt ſchlagen ſoll, und hat große Sehnſucht nach der alten ſchweizeriſchen Sicherheit. Sein College, Advocat Reh aus Darmſtadt, wel-

cher der gemäßigten Linken angehört, hat sich doch wenigstens durch einige Reden bemerkbar gemacht. Darauf ist seine Frau, die schöne Sängerin Caliga aus Bamberg, nicht wenig stolz und so oft sie den Namen ihres Mannes in der Zeitung liest, freut sie sich, daß das Idyll, im Garten der dreißigsten Villa im Sandland, einen so guten Ausgang genommen hat.

Wer die Haupthähne der äußersten Linken im vollen Glanze ihrer liebenswürdigen Ungebundenheit sehen will, der muß eines Abends nach 9 Uhr das Gasthaus „zum grünen Baum" aufsuchen. Es ist keines der größten, nicht einmal zweiten Ranges — es liegt nahe am Main und am berühmten „Stift." Dort, an der langen Tafel in der rechten Zimmerecke, sitzen die Matadore der linken Paulskirche hinter dem Schoppen, wirbeln des Schmauchkrauts Rauch empor und ergehen sich in germanischen Späßen eben so gern, wie in feurigen Tiraden über die Nothwendigkeit der Guillotine. Die schon etwas reife, aber immer noch hübsche Frau Wirthin geht ab und zu und wirft zuweilen einem kolossalen, krauskopfigen Mann, der, beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, die Pfeife zwischen den Zähnen, ihr mit dem einen Auge folgt, wie ein verliebter Bär, zündende Blicke des freundschaftlichsten Wohlwollens zu. Das ist Titus aus Bamberg, ein würdiges Modell für ein Gemälde des Gambrinus, ein Advocat, welcher aussieht, als wisse er weit leichter mit einem Eimer bairischen Bieres fertig zu werden, als mit einer Rechts-

sache, ein Held, dessen Faust Wunderthaten verrichten zu können scheint und ein Deputirter, der sich den Teufel darum kümmert, ob ihm seine Wähler ein Mißtrauensvotum schicken, oder nicht. Gleich als hüte er sich, ihn zu berühren, geht ein noch junger, spitznasiger, bebrillter Mann in weitem Bogen an ihm vorüber auf und ab; derselbe sucht durch das Tragen einer blutrothen Halsbinde, Jedermann sogleich von seiner Gesinnung in Kenntniß zu setzen. Zuweilen murmelt er Flüche zwischen den Zähnen; wenn ich recht gehört, schwört er, den Jellachich solle die Rache ereilen, so wahr er Hederich heiße. Neben Titus sitzt der „Reichskanarienvogel." Eine nicht unwitzige Carricatur hat dieses Sobriquet dem Gymnasiallehrer Rößler aus Oels gegeben, weil er, mit gelbem Haar und goldrothem Bart, das Gesicht mit hellgelben Sommersprossen gesprenkelt, in löblicher Farbeneinfalt, während der ganzen schönen Jahreszeit, in gelben Nanking gekleidet einherging, was dem hageren Gesellen allerdings das Aussehen eines wandelnden spanischen Rohrs verlieh. Jetzt aber hat er sich gemausert und ein braunes Gefieder statt des gelben erhalten. Rößler von Oels ist der harmloseste Mensch von der Welt, dabei aber sehr tapfer und muthig. Er hat sich so wenig vor den Hörnern des zornigen Stieres Vincke gefürchtet, wie vor den Kugeln in den Septembertagen. In diesen ging er, wie Freund und Feind versichern, unbesorgt, wie auf der Promenade mitten zwischen die Feuerraden; mit Lebensgefahr drang er bis zu den Barri-

laden und hauptsächlich seinen Bemühungen ist die Einstellung des Kampfes von Seiten der Aufständischen zuzuschreiben. Möhler sieht die Hebe des grünen Baumes, Minna, eine junonische Gestalt, die mit dunkelschwarzen, glänzenden Augen ganz verführerisch in die Welt schaut und deren rother Mund immer lächelt. Um ihr seine glühende Verehrung durch eine sehr bezeichnende, unverfängliche Liebkosung zu beweisen, fängt er ihren runden Arm, hält ihn fest, und reibt mit schmachtend schwimmenden Augen, deren Ausdruck durch die Brille vermehrt wird, seinen hochrothen Bart auf der weißen Haut des Mädchens. Diese findet das nicht gerade sehr zärtlich und will sich losmachen, aber das gelingt ihr erst, wenn ihr der kleine Simon von Trier zu Hülfe kommt. Dieser ist der Nebenbuhler des Rothgelbart, und da er auch gerade sein Widerspiel, nämlich ganz schwarz, behend, niedlich ist, so scheint ihm Minna auch weit mehr gewogen, wie jenem und entwindet sich seinen umschlingenden Armen mit weit mehr Mühe, als sie sich gibt, um den zarten Berührungen des Nachbartes zu entgehen. Das Verhältniß zu den glutäugigen Schönen des grünen Baums, der durch sie zum Baume der Versuchung wird, stört oft die Einigkeit zwischen den beiden äußerst Linkischen. Aber die nächste Schlacht im Parlament verschaft wieder die Gegner — abgesehen davon, daß Minna recht gut weiß, daß zwei Anbeter mehr Wein trinken, wie einer, und dahre ihre Stellung klug in dem Centrum einnimmt. In tiefen Gedanken versunken, etwas abseits von den Andern,

ſitzt Adolf Wiesner aus Wien. Er iſt ein ſchlanker, junger Mann, deſſen Geſichtszüge auf tauſend Schritte weit erkennen laſſen, daß ſeine Vorfahren mit durch das rothe Meer gewandert ſind. Früher iſt er, weil er die Nothwendigkeit irgend eines Examens durchaus nicht einſehen wollte, unter die Literaten gegangen, und hat ſich, namentlich durch ein Buch über die Oeſtreichiſchen Cenſurverhältniſſe, unter dem alten Syſtem bemerkbar gemacht. Dieſes Buch erntete vieles Lob; nicht, daß es neue oder große Gedanken, kräftige geſunde Anſichten oder einen markirten, glänzenden Styl gehabt habe, nein, von dem Allem nichts; aber es hatte den, ſeit den Tagen des jungen Deutſchlands, weltbekannten Kniff des Handwerks angewendet, einer großen Anzahl befreundeter oder bekannter, älterer oder jugendlicher Federhelden zu ſchmeicheln. Zur Revanche blieb dieſen nichts übrig, als das Buch ſo zu recenſiren, daß es nur zu verwundern, daß die dabei verſchwendete Tinte vor Scham nicht roth geworden iſt. Zum anderen Glück erhielt das Werk das „Damnatur,“ und ſomit war ſein Erfolg geſichert. Wiesner konnte von nun an nicht allein den modernen Literaten, ſondern auch den intereſſanten Unglücklichen ſpielen, den eine fluchwürdige Tyrannei fern von der lieben Heimath bannte, den Redlichen, welchen, weil er ein Stück Wahrheit geſagt hatte, Metternich als Todfeind haßte. Ueberhaupt habe ich früher im Ausland wenige Oeſtreicher gekannt, die mir nicht nach einem Paar Minuten unſerer Bekanntſchaft im Vertrauen

gesagt hätten, Metternich hasse sie mit tödtlicher Rachsucht, aber sie fürchteten sich nicht vor ihm — Alle sagten das, von dem zarten Frühlingsbuttervogel Hermann Rollett an, der geboren war „im Land der singenden (!) Lerchen, im klingenden Oesterreich" — bis zu dem ungeschlachten Tendenzharlatan Groß-Hofsinger herab. Nur Einer liebte ihn und schluchzte bitterlich, wenn man dem braven Fürsten Metternich Böses nachsagte — Johann Sporschil, der aber niemals eher über diesen Punkt sprach und die Thränenschleusen aufzog, als bis er seinen vierzigsten Schoppen Bier vertilgt hatte. Aber zurück zu unserem Wiesner. Sein Glück oder Unglück wollte es, daß er gerade zur Zeit des Vorparlamentes in Heidelberg bei der deutschen Zeitung „in Arbeit" war; er war der einzige Oesterreicher, der im Anfang demselben beiwohnte und so konnte es nicht zweifelhaft sein, daß er auch in den Fünfziger-Ausschuß und in die Nationalversammlung gewählt werden mußte. In letzterer hielt er sich ursprünglich zum linken Centrum, trat aber, nachdem ihm die Redaction der Oberpostamtszeitung wieder abgenommen worden war, plötzlich zur äußersten Linken über. Durch den Gewinn dieses Mitglieds hat dieselbe aber sehr viel verlorn: Wiesner ist der Wüterich, der im eigenen Fleische nagt. Niemand kann sich rühmen, langweiligere und verrücktere Reden gehalten zu haben, wie dieser ehrenwerthe Deputirte von Auersteten. Kein Mensch macht sich einen Begriff von der babylonischen Verwirrung, die in seinem Kopfe herrscht, und welche

ſeinen Gegnern den Sieg ſo leicht macht, daß ſie ihm nicht einmal mehr ihre Talente entgegen ſtellen. Ein jeder geſunde Menſchenverſtand reicht vollkommen hin, Wiesner's Wortgeklapper über den Haufen zu werfen. Aber es iſt ſeither nöthig geweſen, ihn darüber zu belehren, ſelbſt die leeren Bänke, welche entſtehen, ſobald ſich ſein Maſtodhaupt auf der Tribüne zeigt, haben noch nicht vermocht, ihm Verſtand und Enthaltſamkeit zu predigen. Jetzt brütet er über einem neuen Anſchlag gegen Bücke und ſeine Geſellen; morgen will er, ein zweiter St. Michael mit dem feurigen Schwert der Rede, welche er eben combinirt, die giftſprühende Hydra der äußerſten Rechten zermalmen, vernichten, ihren Stanch den Winden Preis geben — da ſtößt er ſich umfaßt, empor gehoben, durch die Stube gewirbelt. Das Maß der Freude hat ſeinen Gipfel erreicht, ſchon fängt man an zu tanzen, Minna windet ſich wie eine Schlange zwiſchen den Verfolgern hindurch, die „Madame“ entgeht mit Mühe der Aufforderung des Koloſſalen. Begeiſterte Lieder werden geſungen, andere Gäſte, die gekommen ſind, um ihre Deputirten aufzuſuchen, laſſen den Hecker hoch leben — Gläſer klingen aneinander, da und dort zerſpringt eines mit ſchrillem Schrei, die goldne Fluth plätſchert auf Tiſch und Boden — einerlei, man amüſirt ſich doch, ja man fängt erſt gerade an, ſich recht zu amüſiren. Vergebens predigt Biegk aus Gießen, welcher eben eingetreten iſt, ein überſüßer Menſch, ein wahrer Apoſtel an Sittenſtrenge, im Tone eines Nachtwächters Dämmerung und

Ruhe, man hört ihn nicht, obgleich seine mächtige Lunge brüllt, wie der Ochsenfrosch. Die Luft ist losgelassen — verloren, wer ihr in den Weg sich stemmt. So spreche denn und spreche, holder Wahnsinn!

Wahnsinnig hört draußen ein zitterndes Paar die wilde Freude im erleuchteten Gastzimmer. Zwei Männer sind es, die sich absichtlich im Schatten halten, und nur von Zeit zu Zeit an die halben Fenster schleichen, um durch deren Ritzen in das rothnaskmende Gemach zu schauen. Das sind „Unentschiedene“, Abgeordnete, die von Natur und Fähigkeit angewiesen sind, auf den äußersten Rechten zu sitzen als stumme Pagoden und nur mit dem Kopf zu nicken, wenn Vincke Ja sagt, die aber ein falscher Wind auf die äußerste Linke geweht hat. Da sitzen sie nun, wie auf eisernem Stuhle, unter welchem ein Feuer glühe, ewig mit sich selbst und ihren Mandanten im Streit, wissen sie nie, wohin sich wenden; bei jeder Abstimmung schwitzen sie Blut, besonders, wenn sie einen Bekannten auf der Zuschauergalerie erblicken, sie fühlen selbst, daß sie politische Zwitter sind. Da stehen sie nun die Armen vor dem „grünen Baum“ in der kalten Nachtluft mit schlotternden Knien, machen lange Hälse und möchten wohl gern, getrauen sich aber nicht. Gehn wir hinein? fragt der eine, ein langer Demagoge aus der Wanderzeit. — Wenn nur der Vogt nicht drinnen wär! entgegnete der andre, ein kurzer, dicker Subalternbeamter. — Hörst Du den Simon? Eben singt er ein Lied von den Fürstenknechten. — Fort,

fort, wir gehn lieber in's Stift; das Bier iſt gut und der Schoppen koſtet drei Kreuzer! — Drinnen in dem Winkel am Ofen aber ſitzt der unſterbliche Dichter Alfred Meißner aus Böhmen, der zwar kein Abgeordneter iſt, aber mit zum Schwanz der Republikaner gehört, kaut an den Nägeln und ſcandirt. Ein ſublimes Gedicht ſchlummert in ſeiner großen Seele und wartet des Weckers; die Reime dazu hat er ſchon ſämmtlich, es fehlen nur noch die Gedanken, und die kommen von ſelber. So lange aber die politiſche Lyrik ſeiner Farbe noch kein lucratives Geſchäft iſt, ſo lange ſchreibt er noch Artikel für das Feuilleton der Kölniſchen Zeitung. Beweis, daß auch der enragirteſte Socialdemokrat ſich zu mäßigen wiſſen muß, wenn es ſich um die Erwerbung von Proudhon's Diebſtahl handelt.

Aber wohin ſind meine Gedanken ſpazieren gegangen? Aus den ernſten Hallen, in welchen Deutſchlands Geſchichte fabrizirt wird, nach der räucherigen Kneipe; von den Auserwählten unter Tauſenden, zu luſtigen Poeten und Mädchen. Ein gewagter Sprung jedoch bringt uns wieder zur Stelle. . . . . .

Die Nacht breitet mehr und mehr ihre Rabenflittige aus über die Tiefe des weiten Raumes, einzelne Menſchen ſind ſchon von oben herab nicht mehr zu erkennen, und wie ein Meer wogt und murrt es da unten. Einzelne, ſpärliche Lichter erſcheinen nach und nach, aber ſie vermögen ſo wenig die Dunkelheit zu durchdringen, daß ſie ausſehen, wie der Reflex der Sterne im Waſſer. Das Ausrufen der

Namen dauert endlos fort, und auf den Galerien, welche nicht durch das kleinſte Lämpchen erleuchtet werden, die Kerze ausgenommen, die Ludwig Wihl jenſeits aus der Taſche gezogen und eigenhändig angezündet hat, um bei ihrem Licht correſpondiren zu können, wird es den Zuhörern nachgerade unheimlich. Endlich iſt das Geſammtreſultat der Abſtimmung entſchieden, Simon's von Breslau Antrag wird verworfen, wie derjenige Vincke's und Conſorten und das Minoritätserachten, dagegen ward der Antrag der Majorität des Ausſchuſſes mit 239 gegen 189 Stimmen angenommen. Der Präſident ſchließt die Sitzung, welche bis Abends 5 Uhr gedauert hat.

Hinaus, hinaus in die friſche Nachtluft! Wie drängen ſich die Herren Abgeordneten, um zuerſt ſich zu reſtauriren, dann, um in ihre Clubs zu eilen; wie ſchieben die Journaliſten, welchen der Magen knurrt und die die langen Sitzungen aus tiefſter Seele verwünſchen. Bewundernswerth ſind die Frauen — ohne Murren, ohne Ungeduld ſind ſie von Anfang bis zum Ende auf ihren Plätzen geblieben und ſie bereuen das nicht einmal.

Wenn dem verehrten Leſer die Skizzen dieſes zweiten Tages im deutſchen Parlament gefallen haben, dann ſoll ihm ein dritter Tag die letzten Bilder und das Abſchiedswort ihres Zeichners bringen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutſchlands Ruhmes-Halle.

Biographien berühmter Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und Künſtler der neuern und neueſten Zeit.

Proſpectus.

Nach langer Erſchlaffung während einer dreißigjährigen Friedenszeit iſt auch in unſerm Vaterlande ein neues nie gekanntes Leben erwacht. Dieſer gewaltige Aufſchwung, welchen die Ereigniſſe dieſes Jahres hervorgerufen haben, giebt ſich kund in allen Kreiſen, auf allen Gebieten des Lebens. Er erfaßt Staat, Kirche, Geſellſchaft — und die Kräfte, deren Thätigkeit während jener Zeit des Verſunkenſeins niedergehalten wurden, drängen ſich hervor und kämpfen für die Freiheit vor dem offnen Auge der Welt! Wir ſehen, wir erleben Geſchichte. Männer, die in der Drangperiode der neuern Zeit ſich als die wackerſten Streiter für die unveräußerlichen Rechte des Menſchen bewährt, aber auch ſolche, die wir früher kaum den Namen nach kannten, ſtehen an der Spitze der neuen Bewegung. Jener Kampf aber für die Fortentwicklung und Erhebung des Volkes zur Freiheit iſt kein neuer; wenn gleich ſich ihm gegenwärtig neue lebenskräftigere Elemente beigeſellt haben. — So ſcheint es denn jetzt doppelt nöthig, daß wir diejenigen Männer, auf welche wir mit Freude und Stolz blicken können, ganz kennen lernen, mögen nun ihre friedlichen oder kriegeriſchen Thaten im Intereſſe des Vaterlandes der jüngſten Zeit oder überhaupt nur dieſem Jahrhundert angehört haben. — Im Geiſte der Zeit dargeſtellt wird die Geſchichte derer, die auf dem Schlachtfelde für die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Vaterlandes männiglich eingeſtanden, wie jener, die entfernt von der vom Kampfgetöſe bewegten Stätte, durch unblutige Kämpfe auf den Feldern deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt dem vaterländiſchen Namen Achtung verſchafft haben, einen feſten Anhaltspunkt bei Beurtheilung der ſich faſt überſtürzenden Begebenheiten bieten. An der Schilderung jener Perſönlichkeiten aber, die den Kampf nicht zur Anerkennung gekommener Meinungen und Intereſſen auf dem großen Schauplatz des öffentlichen und politiſchen Lebens unverdroſſen fortgeführt, bis den aus der engen Stube des Denkers hervorgetretenen großen Gedanken Geltung in den weiten

Kreiſen des ſtaatlichen Lebens zu Theil geworden: an ihrem Beiſpiel möge ſich die Liebe zum Vaterlande, der wahre Sinn für Freiheit und Geſittung neu entzünden bei der Jugend wie bei dem reifen Manne, wenn der Sieg der Freiheit unvollſtändig geblieben, durch die fortgeſetzte Freiheitsverkümmerung der einen und der Wühlereien der andern Parthei, deren Ergebniſſe möglicherweiſe eine neue Zeit der Erſchöpfung und politiſchen Erſchlaffung ſein könnten, vor der uns Gott bewahren möge.

Dies der Grundgedanke, der uns ſchon Anfangs dieſes Jahres leitete, als wir mit der **dritten Auflage** des „**Buches vom Erzherzog Carl**," des letzten deutſchen Feldherrn, den erſten Band der „**Ruhmes-Halle**" beginnen ließen. In jener Zeit unwürdiger Bevormundung der freien Gedankenäußerung konnte unſere Idee nur unvollkommen ins Leben treten. Was aber zu jener Zeit möglich geweſen, das haben wir redlich in dem ſo wohlwollend aufgenommenen erſten Bande unſeres Unternehmens zu leiſten verſucht. Wir nehmen an, daß bei dem zweiten Bande deſſelben, der eine Geſchichte von:

Deutſchlands Wiedergeburt und Erhebung und der Männer des Freiheitskampfes im Jahre 1848

enthalten ſoll, insbeſondere aber in deſſen zweiter Abtheilung, enthaltend:

Das Buch vom Erzherzog Johann,

deutſchem Reichsverweſer,

klarer zu Tage treten wird, wie wir unſere Aufgabe verſtanden und zu löſen verſucht haben. — In der Erwartung, das demſelben die gleiche Theilnahme wie ſeinem Vorgänger zu Theil werde, empfehlen wir hiermit dieſe Geſchichtsbücher für Schule und Haus angelegentlichſt der umfänglichſten Unterſtützung

des deutſchen Volkes,

dem dieſer zweite Band würdig ſein möge und dem derſelbe gewidmet iſt. In wieweit das ganze Unternehmen gelingt, wird größtentheils vom Publikum abhängen. Aber wer den klaren, wohlverſtandenen Fortſchritt will, dem können wir die Ruhmes-Halle empfehlen: denn in dieſem Geiſte wird ſie geſchrieben.

Leipzig, Ende 1848. **Die Redaction.**

Subscriptions-Bedingungen.

I. Die Ruhmes-Halle, für deren Bearbeitung die Unterzeichnete bedeutende Namen als Mitarbeiter gewonnen hat und für welche Beiträge zu liefern sie unsere Geschichtsschreiber hiermit auffordert, soll in Bänden von 15—20 Bogen, mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen erscheinen.

II. Ein Band wird durch 6 und mehr Hefte gebildet und enthält nach Maßstab der Wichtigkeit seines Gegenstandes eine oder mehrere Biographien, welcher jeder das Portrait der betreffenden Persönlichkeit beigegeben werden soll und könnte deswegen auch in mehrere Abtheilungen zerfallen.

III. Die Abnahme eines Bandes verpflichtet nicht zum Fortbezug des Gesammtwerkes, wohl aber die Annahme eines Heftes zur Fortsetzung bis zum Schlusse des Bandes. Es wird deßhalb ein jeder Band einen besondern Inhaltstitel erhalten.

IV. Die ungefähre Reihenfolge des Inhaltes der nächsten Bände dürfte sich wie folgt gestalten:

I. Band: Das Buch vom Erzherzog Carl. Preis 20 Ngr.

II. Band: 1. Abtheilung: Deutschlands Wiedergeburt und die Männer des Freiheitskampfes im Jahre 1848. Circa 6—8 Hefte à 5 Ngr.

2. Abtheilung: Die Männer des Freiheitskampfes im Jahre 1848. „Das Buch vom Erzherzog Johann." — Preis 12½ Ngr.

3. Abtheilung: Die deutschen Staats- und Volksmänner der Gegenwart. Etwa 4 Hefte. Preis 20 Ngr.

III. Band: Das Leben und die Reisen Alexanders vom Humboldt. Mit vielen Abbildungen.

IV. Band: Deutsche Gelehrte und Künstler der Gegenwart. Enthaltend: Kurze Lebensumrisse hervorragender Gelehrten und Künstler der Jetztzeit.

V. Der Preis des Heftes ist auf nur 5 Sgr. = 15 Xr. C.-M. = 18 Xr. rhein. bestimmt und empfangen Subscribentensammler in allen Buchhandlungen auf zwölf Exemplare eins frei.

VI. Alle Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs nehmen Bestellungen an.

Die Verlagshandlung von **Otto Spamer** in Leipzig.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.